



VERANSTALTUNGEN ZUM
TAG DES GEDENKENS
AN DIE OPFER DES
NATIONALSOZIALISMUS
AM 27. JANUAR 2000

Kinder und Jugendliche
im Holocaust

Heft 10

der Schriftenreihe des Landtags Rheinland-Pfalz

IMPRESSUM

- Herausgeber: Der Präsident des Landtags Rheinland-Pfalz
- Redaktion: Hans-Peter Hexemer
Referent für Öffentlichkeitsarbeit
Deutschhausplatz 12
55116 Mainz
- Fotos: Klaus Benz, Landtag Rheinland-Pfalz, Stadt Mainz,
Wolfgang Reuter
- Copyright: Landtag Rheinland-Pfalz 2000
- Druck: Satz + Druck Werum GmbH, Mainz-Hechtsheim

Der Landtag im Internet: <http://www.Landtag.Rheinland-Pfalz.de>

VERANSTALTUNGEN ZUM
TAG DES GEDENKENS
AN DIE OPFER DES
NATIONALSOZIALISMUS
AM 27. JANUAR 2000

Kinder und Jugendliche
im Holocaust

INHALT

VORWORT	5
GEDENKVERSAMMLUNG FÜR DIE OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS AM 27. JANUAR 2000, STEPHANSKIRCHE MAINZ	
Ansprachen	
Pfarrer Egon A. Retsch	9
Landtagspräsident Christoph Grimm	11
Ministerpräsident Kurt Beck	19
Oberbürgermeister Jens Beutel	23
Weihbischof Wolfgang Rolly	27
Lesungen und Musikbeiträge	30
VERANSTALTUNGEN ANLÄSSLICH DES 27. JANUAR 2000 ZUM GEDENKEN AN KINDER UND JUGENDLICHE IM HOLOCAUST	
Ausstellung „Wir hatten noch gar nicht angefangen zu leben“	53
Zeitzeugenveranstaltung „Deportationen von Luxemburger Jugendlichen in NS-Lager 1942“	58
Die Kinderoper „Brundibar“ und Ausstellungen zu dieser Kinderoper	60
Workshop „Wie vor 70 Jahren?! - Rechtsextremisten 1930 und 2000“	62
„Stolpersteine“ in der Mainzer City	64
Zum Gedenken an Pater Aurelius Arkenau O.P.	68
Stadtrundgang „Mainz in der Zeit des Nationalsozialismus“	69

VORWORT

Das Schicksal von Kindern und Jugendlichen als Opfer des Holocaust haben der Landtag Rheinland-Pfalz und die Stadt Mainz am 27. Januar 2000 erstmals ins Zentrum des Gedenktags an die Opfer des Nationalsozialismus gerückt. Um möglichst viele und vielfältige Formen der Erinnerung präsentieren zu können, wurde eine Kooperation mit verschiedenen Institutionen in Stadt und Land ins Leben gerufen. Von allen Partnern dieser Zusammenarbeit, zu der die jüdische Gemeinde Mainz und der rheinland-pfälzische Landesverband der Sinti und Roma gehörten, wurde ein umfangreiches Programm an Gedenkinitiativen und -veranstaltungen entwickelt, das am Tage und in der Woche des 27. Januar 2000 in der Landeshauptstadt angeboten wurde.

Die zentrale Gedenkveranstaltung in der Pfarrkirche St. Stephan und die weiteren Veranstaltungen werden in dieser Schrift dokumentiert. So wird deutlich, dass vielfältige Formen des Gedenkens, die dem persönlichen Empfinden und Verstehen jedes Einzelnen entsprachen, das Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus prägten. Wirkliche Erinnerungsarbeit kann nur geleistet werden, wenn sie nicht den Charakter von Pflichtübungen und Alibiveranstaltungen hat. In dieser Richtung deutliche Zeichen zu setzen, war ein Hauptziel, das alle Partner dieser Kooperation verband.

In der Absicht, der Gedenkarbeit auf diese Weise neue Impulse zu geben, gestalteten mit dem Landtag Rheinland-Pfalz folgende Institutionen die Veranstaltungen anlässlich des 27. Januar 2000: Landesregierung Rheinland-Pfalz, Landeszentrale für politische Bildung, Stadt Mainz, Stadtbibliothek Mainz, Jüdische Gemeinde Mainz, Verband Deutscher Sinti – Landesverband Rheinland-Pfalz, Evangelische Kirche – Stadtjugendpfarramt

Mainz, Katholische Kirche – Katholische Jugendzentrale Mainz, Verein Gegen Vergessen Für Demokratie e.V., Institut für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Mainz e.V., CinéMayence, LiteraturBüro Mainz, Amnesty International, Pfarrei St. Bonifaz Mainz, Stiftung Lesen, Verein für Sozialgeschichte Mainz e.V., Deutsch-Israelische Gesellschaft Mainz, Förderverein Synagoge Weisenau e.V., Stadtjugendring Mainz und Pfarrei St. Achatius Mainz.

Das ganze Ausmaß der Verfolgung und Vernichtung, das junge Menschen als Angehörige „unerwünschter Minderheiten“, als Juden, Sinti und Roma, im Nationalsozialismus erleiden mussten, ist immer noch viel zu wenig bekannt. Die „Aktion Stolpersteine“ in der Mainzer City war eine der bemerkenswerten Initiativen, sich mit dem Schicksal der vergessenen Kinder und Jugendlichen zu beschäftigen. Die Namen und Adressen der aus Mainz deportierten jungen Juden, Sinti und Roma lagen jetzt erstmals in einer eigenen Liste vor. Mit den „Stolpersteinen“ auf Straßen und Plätzen in Mainz wurde ihr Leben und Leiden in der Erinnerung wieder „lebendig“.

Wie die Veranstaltungen zum Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus soll auch diese Dokumentation vor allem junge Menschen erreichen, sie zur Beschäftigung mit dem Schicksal der Ermordeten und Verfolgten anregen, zur Spurensuche ermutigen und den Blick für – möglicherweise – kommende Gefahren schärfen.



GEDENKVERANSTALTUNG

FÜR DIE OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS

AM 27. JANUAR 2000,

STEPHANSKIRCHE MAINZ



PFARRER EGON A. RETSCH

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Ich habe eine dreifache Aufgabe: Die erste habe ich schon fast erreicht, nämlich für Ruhe zu sorgen. Eine zweite Aufgabe ist, die Bitte aller Techniker weiterzugeben, dass alle, die ein Handy dabei haben, dies bitte ausschalten, sonst gibt es mit der Technik Schwierigkeiten.

Meine dritte Aufgabe ist es, Sie als Pfarrer von St. Stephan herzlich zu begrüßen. Ich grüße Sie alle, alle die, die zutiefst mit den Opfern verbunden sind.

Ich grüße Sie, Herr Landtagspräsident,
Sie, Herr Ministerpräsident,
Sie, Herr Oberbürgermeister
und unseren Weihbischof Wolfgang Rolly.

Ich begrüße insbesondere all die jungen Menschen, die hier sind, um in dieser Stunde nachzudenken und zu fragen: Mein Gott, wie war so etwas möglich?

Ich denke an meine Kusine Judith, Jüdin. Sie hat Dachau als Siebzehnjährige überlebt. Jedesmal, auch heute noch, wenn sie

kommt, taucht in irgendeinem Gespräch die Frage auf: Sag' mal, was wusste eigentlich dein Vater von dem, was da geschah? – Ich habe in meinen Akten ein Telegramm von München, wo mein Onkel lebte, an uns in Karlsruhe:

Max muss verreisen, stand da.

Das hieß, er kam ins KZ.

Wenn wir alle von den vielen Gräuel hören, dann sagen wir: Das darf doch nicht wahr sein. –

Aber es war so. Es war so grausam und fürchterlich.

Das darf doch nicht wahr sein, das sagten auch Mitglieder der Pfarrgemeinde von St. Stephan am 27. Februar 1945. Mainz wurde innerhalb von 20 Minuten zu 80 % zerstört. St. Stephan wurde völlig zerbombt.

Das darf doch nicht wahr sein.

Es gab aber viele, die gesagt haben: Wir bauen wieder auf!

So ist unsere Kirche wieder neu erstanden.

Es ist ein würdiger Ort für diese Stunde des Gedenkens. Auf dieses Nein der Zerbombung das Ja des Wiederaufbaus, auf dieses Nein auch das Ja der Fenster von Marc Chagall, der sie uns geschenkt hat: Gott der Heilsgeschichte.

Auf dem von Ihnen aus gesehen rechten Fenster den leidenden Gottesknecht: Christus mit dem Gebetsschal der Juden. Das ist ein Jude, der am Kreuz starb. Sein Auschwitz hieß damals Golgota.

Es ist gut, wenn wir an einem solchen Ort nachdenken. Die Fenster von Chagall sagen Ja, Ja zu uns, zur Heilsgeschichte. Zu Pfarrer Mayer sagte Chagall: Ich schaffe Fenster für eine Kirche: Dort kommen Menschen hin, um zu beten.

Diese Stunde ist eine Stunde des Erinnerns. „Ja“ sagt diese Kirche zum Leben, „Ja“ sagt Chagall zum Leben, zum Frieden. Vergesst das nicht den leidenden Gottesknecht.

Zu denen gesagt, die noch beten können: Denkt nicht nur nach, sondern betet auch.



LANDTAGSPRÄSIDENT CHRISTOPH GRIMM

Liebe Schülerinnen und Schüler,
Herr Ministerpräsident,
Herr Bischof,
Herr Oberbürgermeister!

Primo Levi, der italienische Schriftsteller, der 1944 als junger Partisan nach Auschwitz deportiert wurde, hat seine qualvollen Erinnerungen in seinem literarischen Werk zur Sprache gebracht. Schon 1945 schilderte er den Albtraum aller Deportierten:

Er ist nach Hause zurückgekehrt und erzählt im Familienkreis mit Leidenschaft und vielen Einzelheiten von der erlebten Erfahrung, von den vergangenen Leiden. Aber niemand glaubt ihm. Seine Berichte rufen eine Art Unbehagen hervor, ein Schweigen, das immer dichter wird. Man will es nicht hören.

Heute, 55 Jahre nach der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz, 55 Jahre auch, nachdem Primo Levi den Albtraum

aller Deportierten als Erster formulierte, sind wir hier in St. Stephan zusammengekommen, um des Leids zu gedenken, das die nationalsozialistischen Gräueltaten über Europa und andere Teile der Welt gebracht haben.

Wir gedenken der ermordeten Juden, der Sinti und Roma, der Homosexuellen, der Geisteskranken und der politisch Verfolgten, die wegen ihrer Überzeugungen umgebracht worden sind. Wir denken auch an die Verfolgten und Deportierten, die überleben konnten. Wir denken an ihren Albtraum, dass wir ihnen nicht zuhören wollen, an den Schrecken der Erinnerung, die sie nicht loslässt.

„Nichts war wirklich außer dem Lager“, sagt Primo Levi in den sechziger Jahren, alles andere, die Familie, die blühende Natur, das Zuhause „waren nur kurze Ferien“, eine Sinnestäuschung. „Denn das Leben ist doch nur die dort verbrachte Zeit, das Einzige, was wir haben“, sagt Ruth Klüger, die als Elfjährige nach Theresienstadt und dann nach Auschwitz verschleppt wurde.

Von den Qualen der Erinnerung wird niemand, auch die Zeit nicht, ein halbes Jahrhundert, die Überlebenden des Holocaust erlösen können. „Selbst wenn man sich dir zuwendet“, sagt Jorge Semprun, der Buchenwald überlebt hat, „selbst wenn man dir eine freundschaftliche und liebende Hand reicht. Selbst wenn man erraten hat, was mit dir los ist, was dich überflutet, dich vernichtet.“ Nichts wird je den Schrecken des Gedächtnisses verändern.

Es gibt keine Heilung, für die Überlebenden nicht und auch nicht in der Geschichte. Die Ungeheuerlichkeit des Holocaust wird der Menschheit immer als etwas Einzigartiges in Erinnerung bleiben, so, wie man sich heute, nach über 700 Jahren, noch an die Inquisition erinnert.

Andererseits ist es Kennzeichen schmerzlichster persönlicher und auch historischer Erfahrungen, dass sie sich der Erinnerung oder zunächst der Bearbeitung zunächst für lange Zeit entziehen. Ich musste zwischen dem Schreiben und dem Leben wählen“, so sagt Jorge Semprun 1995. Um ins Leben zurückkehren zu können, sagt er, nahm er fast 20 Jahre die Arbeit auf sich, bewusst vergessen zu wollen.

So haben die meisten Überlebenden des Holocaust Jahrzehnte versucht zu vergessen, und sind Jahrzehnte auch von ihren Erinnerungen, dem Gedächtnis des Todes, immer wieder eingeholt worden. Auch der Albtraum, dass man sich von ihnen abwendet, dass man nicht zuhören will, hat sie Jahrzehnte nicht verlassen.

Erst in den achtziger und dann noch verstärkt in den neunziger Jahren, also meist 40 oder sogar 50 Jahre nach Ende des Schreckens, haben sich viele von ihnen der Vergangenheit wieder zuwenden können, haben erstmals die Orte ihrer Inhaftierung aufgesucht, wie etwa Ignatz Bubis. Sie haben von ihren Erfahrungen berichtet und sie in Büchern niedergelegt.

Je größer der Abstand zu den traumatischen Erlebnissen wurde, desto dringlicher entwickelte sich das Bedürfnis, sich mitzuteilen. Erinnerung wurde für viele Überlebende zu einem drängenden seelischen Grundbedürfnis, zum einzig gangbaren Weg der Befreiung, wie Imre Kertész, der ungarische Schriftsteller, es ausgedrückt hat.

Mit dem zeitlichen Abstand aber wächst auch das Alter der überlebenden Opfer. Es sind immer mehr die Kinder und die Jugendlichen von damals, die ihre Geschichte heute erzählen. Die jungen Juden, die jungen Sinti und Roma, die damals jugendlichen politischen Gegner des Regimes sind heute die letzten überlebenden Opfer.

„Es wird Zeit, dass wir unsere Geschichten erzählen“, sagt André Stein, der als verstecktes Kind überlebte. „Dass wir den Kindern und Jugendlichen, die damals nicht überlebten, heute eine Stimme verleihen. Wir sind die letzten Überlebenden. Nach uns wird niemand mehr aufstehen und sagen: Ich weiß, was geschehen ist. Ich habe es selbst erlebt.“

Unter der Herrschaft der Nationalsozialisten waren es Millionen von Kindern und Jugendlichen, die als Angehörige unerwünschter Minderheiten Ausgrenzung, Deportation, Massenerschießungen und medizinische Experimente erleiden mussten. Es waren Millionen, die ermordet wurden. Dennoch ist über das Leiden der Ermordeten und die Qualen der Überlebenden viel zu wenig bekannt.

Es wird wirklich Zeit für uns, dass wir die überlebenden Opfer anhören und uns fragen, woran sie sich erinnern können. Nirgendwo sonst tritt der Charakter des Regimes, die Menschenfeindlichkeit des Nationalsozialismus so schrecklich zu Tage wie in den Brutalitäten, die Kindern und Jugendlichen angetan wurden.

Zuerst waren es die Kinder der politischen Gegner der Nationalsozialisten, die als Verbrecher beschimpft und verfolgt wurden. Es waren geistig behinderte und kranke Kinder, die ab 1933 als so genanntes „lebensunwertes Leben“ ausgegrenzt, sterilisiert und ab 1939 ermordet wurden.

Es waren die Kinder der Sinti und Roma, in deren kinderreicher Kultur der Familienzusammenhalt eine besondere Rolle spielt. Sie wurden schon 1933 aus öffentlichen Schulen ausgeschlossen. Sie waren ab 1936 die ersten Kinder, die mit ihren Familien aus rassistischen Gründen interniert wurden.

Nachdem man ihre Eltern in Konzentrationslager deportiert hatte, wurden die Kinder der Sinti und Roma in zunehmender

Zahl in Kinderheime eingewiesen. Sie mussten rassische Untersuchungen über sich ergehen lassen. Später teilten sie mit vielen anderen das Schicksal in den Vernichtungslagern. Sie wurden ermordet.

Zahlenmäßig am stärksten betroffen waren die jüdischen Kinder, die den Rassenhass zunächst in den Schulen zu spüren bekamen. Nach dem Pogrom vom November 1938 mussten sie, nahezu alle, die deutschen Schulen verlassen. Als 1942 schließlich alle jüdischen Schulen geschlossen wurden, war die so genannte „Endlösung der Judenfrage“ längst im Gange.

Bereits im Herbst 1942, ein Jahr nach Eröffnung des Lagers Theresienstadt, hatten die Transporte aus Theresienstadt in die Vernichtungslager begonnen, denen fast alle Kinder, die dort inhaftiert waren, zum Opfer fallen sollten.

Ein vierzehnjähriges Mädchen schrieb in ihr Tagebuch: „Sobald es losgeht, werde ich davonlaufen .. Nein, ich gebe nicht auf, selbst wenn es andere tun sollten, aber ich nicht! Ich möchte leben, ich habe doch niemandem etwas getan.“ Und weiter: „Interessant ist, dass wir Mädchen miteinander niemals über das Gas sprechen. Es ist, als ob das alles nicht wahr wäre, solange wir nicht darüber sprechen.“

Solange wir nicht darüber sprechen, ist es, als ob das alles nicht wahr gewesen wäre, als ob wir den Albtraum Primo Levis oder Ruth Klügers bestätigen wollten, als ob wir ihnen die dort verbrachte Zeit, das Recht des Erinnerns infrage stellen wollten.

In der jüngsten Debatte über die Zukunft des Gedenkens wird immer wieder hervorgehoben, dass wir vor einem Generationswechsel stehen, der es erforderlich macht, die Formen des Gedenkens, aber auch sein Maß zu überprüfen.

Zu der Generation derer, die die Schrecken des Nationalsozialismus aus eigenem Erleben kennt, und der Generation der Töchter und Söhne der Opfer, Zuschauer oder Täter treten heute die Jüngeren, die die Brutalität des Systems, die Gleichgültigkeit der Menschen und das Leiden der Opfer nur noch als historisches Wissen kennen lernen.

Ich habe deshalb am 27. Januar letzten Jahres darauf hingewiesen, dass wir in Zukunft die Formen der Erinnerung weiterentwickeln müssen, dass wir Formen brauchen, die die Vergangenheit, die sich immer weiter von uns entfernt, lebendig halten, die nicht nur von Trauer sprechen, sondern uns Trauer über Leid und Verlust auch empfinden lassen.

In der anschließenden Diskussion, dem so genannten „Generationengespräch“, haben Schülerinnen und Schüler ein rituelles Gedenken und auch eine reine Wissensvermittlung über die Geschehnisse abgelehnt und betont, wie lehrreich für ihr Gedenken die Literatur, ein Theaterstück oder ein Film sind. Eine Schülerin sagte: „... weil man zum Beispiel die Angst sehr viel besser nachempfinden, verstehen und begreifen kann.“

Verstehen und Begreifen, so sagen die Jugendlichen, kann man aber vor allem in Gesprächen mit Zeitzeugen. Deshalb fragte ein Schüler, wie es denn weitergehen soll, wenn die Menschen, die das alles erlebt haben, die Bedauern wecken, einfach nicht mehr da sind.

Der Wunsch der Jugendlichen, sich mit den Überlebenden des Holocaust, den Menschen also, die Bedauern wecken, auseinander zu setzen, mit ihnen zu sprechen, ist heute außerordentlich groß. Es sind die Jugendlichen, die zuhören wollen, die Fragen stellen und ganz einfach Mitleid empfinden. Auf der anderen Seite sind es die Kinder und Jugendlichen von damals, die heute ihre Leidensgeschichte erzählen, die wünschen, dass man ihnen zuhört.

Mit der Erinnerung an das Schicksal der Kinder und der Jugendlichen im Holocaust wollen wir deshalb auch eine Brücke zwischen den Jugendlichen von damals und von heute bauen, zwischen denen, die Unfassbares erleiden mussten, und denen, die in Zukunft in unserem Land die Verantwortung tragen sollen.

Es war der griechische Geschichtsschreiber Polybios, der vor mehr als 2000 Jahren schon auf die Bedeutung der Erinnerung für das Gemeinwesen hingewiesen hat. Er warnte die Bürger einer guten politischen Ordnung, das Bewusstsein von den Ursprüngen ihres Systems in einer schlechten politischen Ordnung zu verlieren. Denn dieses Vergessen sei der Boden für den Umschlag einer guten in eine schlechte Ordnung.

Nach Polybios ist also das historische Gedächtnis eines Volkes nicht nur Schlüssel zu dessen Identität, sondern auch Mittel zur Wahrung einer guten, will sagen, freiheitlichen und humanen politischen Ordnung. Die Brücke, die unsere Jugendlichen heute in die Vergangenheit schlagen, ist also auch für die Zukunft unseres Gemeinwesens von großer Bedeutung.

Unsere Jugendlichen sind heute längst dabei, ein eigenes Verhältnis zur Geschichte zu entwickeln. Aus Erfahrung und aus vielen Gesprächen weiß ich, dass neben der Erinnerung an die Täter und der Erforschung der Zusammenhänge gerade die Erinnerung an die Opfer, das Sich-Hineinfühlen und Mitempfinden für sie an erster Stelle stehen. Das macht Mut und gibt Hoffnung, denn gerade die Fähigkeit zum Sich-Hineinfühlen, das schlichte Mitleiden ist für die überlebenden Opfer der größte Trost und für das Lernen aus der Geschichte die entscheidende Voraussetzung.

Ich bin deshalb sehr froh, dass alle Partner, die sich an der diesjährigen Kooperation zum Gedenken an die Opfer des National-

sozialismus beteiligt haben, vor allem Jugendliche angesprochen und einbezogen haben. Wir brauchen ihre Initiative, die Initiative der Jugendlichen, ihr Interesse, ihre Fragen, ihre Fähigkeiten und ihre Art der Auseinandersetzung.

Wenn wir die Erinnerung in die Zukunft hinein wach halten wollen, dann brauchen wir beides, nämlich eine enge Zusammenarbeit von allen, die daran interessiert sind, aber vor allem mit den überlebenden Opfern in den jüdischen Gemeinden, den Sinti und Roma. Wir brauchen vor allem eine aktive Beteiligung der Jugend.

Nur durch das Interesse und durch das Engagement der Jugend wird eine Erneuerung des Gedenkens, ein neues Hinsehen möglich, unbelastet von persönlicher Schuld oder Verstrickung. Nur durch eine enge Zusammenarbeit werden wir erreichen, dass uns das Gedenken in Zukunft nicht spaltet, sondern, wie ich hoffe, zusammenführt, dass wir gemeinsam Formen des Gedenkens entwickeln, die auch noch Bestand haben, wenn es die Menschen, die Bedauern wecken, nicht mehr gibt. Darum wollen wir uns auch zukünftig bemühen.



MINISTERPRÄSIDENT KURT BECK

Verehrte Damen und Herren,
die Sie an dieser Gedenkveranstaltung teilnehmen, insbesondere liebe jugendliche Teilnehmer an diesem Gedenken, verehrter Herr Landtagspräsident, meine Damen und Herren Abgeordnete, verehrter Herr Oberbürgermeister, verehrte Repräsentanten der kommunalen Verantwortung, sehr geehrter Herr Weihbischof, Monsignore, Herr Pfarrer, verehrte Repräsentanten der Jüdischen Kultusgemeinde und Repräsentanten der Sinti und Roma in unserem Lande, sehr geehrte Damen und Herren!

Ich möchte mich dafür bedanken, dass wir hier in St. Stephan diese Gedenkveranstaltung an diesem 27. Januar miteinander begehen dürfen, denn diese Stätte, diese Kirche strahlt den Bogen unserer Geschichte aus, den Bogen der Werte, auf den wir unsere Gegenwart und, wie ich hoffe, auch unsere Zukunft bauen. Diese Kirche strahlt mit dem, was uns Marc Chagall hier

geschenkt hat, auch aus, dass es Versöhnung gibt, dass es Möglichkeiten gibt, sich auch aus schwierigster und schwärzester Zeit heraus zu besinnen, zu gedenken, um Entschuldigung zu bitten, soweit Entschuldigung möglich ist, und die richtigen Lehren für unsere Arbeit und für die Zukunft zu versuchen.

Es ist eine furchtbare Zeit gewesen, an die wir uns heute wieder erinnern. Vielleicht geht es vielen so wie mir. Es fällt einem schwer, das alles wirklich zu begreifen, was zwischen 1933 und 1945 im deutschen Namen von Deutschen der Menschlichkeit und den Menschen zugefügt worden ist.

Dann fallen einem einzelne Dinge ein, die man gelesen hat, die man aufgenommen hat, die man symptomatisch für das findet, was an schrecklichem Unrecht geschehen ist. Ich denke immer wieder an die Schilderung der Geschichte, als 1942 diese 200 jüdischen Waisenkinder mit ihren Betreuern ins KZ in die Vernichtung geführt worden sind. Es fallen einem Beschreibungen aus Romanen ein, aus Zeitzeugenberichten, Greta Weils, Beethovenstraat, eine Beschreibung, wie man nebeneinander in einem Nachbarland Deutschlands gelebt hat und immer mehr Menschen und Nachbarn weg waren und wie Verdrängung und Wahrnehmung einander begegnet sind und wie zerrissen man war. Dennoch ging es weiter.

Es fällt mir in einer solchen Stunde ein, was uns Elisabeth Langgässer in einer Kurzgeschichte überliefert hat, in der sie schildert, wie gegenüber dem Kruzifix am Eingang eines pfälzischen Dorfes ein Schild von den Dorfbewohnern mit der Aufschrift errichtet worden ist: Hier sind Juden unerwünscht. –

Es sind Splitter von Ideen, die andere festgehalten haben, um vermitteln zu können, die einem vielleicht helfen können, ansatzweise zu begreifen, die einem aber in jedem Fall helfen können,

mitzufühlen, weil allein das Aufnehmen geschichtlicher Daten das Fassungsvermögen menschlichen Verstandes und menschlicher Empfindungsfähigkeit zu sprengen droht.

Ich möchte deshalb an diesem 27. Januar auch in diesem Jahr 2000 uns alle dazu aufrufen, dass wir uns von niemandem dazu bringen lassen zu sagen, jetzt hätte ein neuer Zeitabschnitt begonnen, ein neuer Datumsabschnitt, und das Gedenken könne jetzt ein Stück zurücktreten, es sei Geschichte geworden. Lassen wir diese größte Katastrophe, die wir Deutsche angerichtet haben, nicht zu irgendeinem zu relativierenden Geschichtsereignis werden, sondern als die Mahnung begreifen und immer wieder in unsere Erinnerung rufen, die die Unmenschlichkeit von einer menschlichen, von einer verantwortlichen Gesellschaft trennt.

Ich möchte uns auch als Lehre an diesem Tag in unser aller Stammbuch schreiben, dass wir das, was wir heute zu verantworten und zu leisten haben, auch im Denken und Gedenken an das Geschehene leisten. Dabei denke ich an die aktuelle Diskussion um die Entschädigung der Sklavenarbeiter und derjenigen, die unter Zwang und unmenschlichsten Bedingungen für die Rüstungsindustrie und andere arbeiten mussten. Wir haben nicht das Recht, aus diesem kleinen Beitrag, wenigstens materiell etwas Ausgleich zu schaffen, ein öffentliches Gezerre werden zu lassen. Ich denke, das sollten alle in unserer Gesellschaft aufnehmen.

Wir haben genauso wenig das Recht, dass wir Ansätze von totalitärem, von unfreiheitlichem Denken einfach hinnehmen. Wir müssen dagegen argumentieren, wo immer uns dieser Ansatz von Unfreiheit und Intoleranz begegnet.

Ich bitte insbesondere die jungen Menschen unter uns, sich dieser Diskussion zu stellen und das, was wir Zivilcourage nennen,

als einen Ausdruck des Gedenkens und Nachdenkens an diesem Tag in den Alltag mitzunehmen.

Ich danke sehr dafür, dass wir hier in St. Stephan aus diesem Anlass zusammenkommen können. Ich danke sehr, dass insbesondere die Repräsentanten der Jüdischen Kultusgemeinde, die Repräsentanten der Sinti und Roma die Größe haben, an dieser Veranstaltung teilzunehmen und damit ihrerseits die Hand zum Versöhnen und zum miteinander Bewältigen dessen, was wir zu verarbeiten haben, ausgestreckt haben.



OBERBÜRGERMEISTER JENS BEUTEL

Verehrte Anwesende,
je weiter ein Ereignis in der Geschichte zurückliegt, umso geringer ist die Zahl der Menschen, die sich aus eigenem Erleben noch zurückerinnern kann. Wenn die Überlebenden verstummen, so wächst die Gefahr, dass der Holocaust dem Bereich der Historie zugeordnet und als abstrakte Gegebenheit empfunden wird, die uns heute nur noch in einem geringen Umfang betrifft. Das darf nicht sein! Dies dürfen wir nicht zulassen!

Ein Geschehen wie das Verbrechen an jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern, an politisch Andersdenkenden, an Sinti und Roma, diese Verbrechen, die im Namen des deutschen Volkes begangen wurden, die von den nationalsozialistischen Tätern betrieben und von unzähligen Deutschen gleichgültig hingenommen wurden, solche Verbrechen dürfen nicht nur der Geschichte übereignet sein.

Heute vor 55 Jahren wurde das Konzentrationslager Auschwitz befreit, ein Todeslager, das nur wenige Menschen überlebten. Hunderttausende sind dort und anderswo als Opfer des nationalsozialistischen Rassenwahns ums Leben gekommen, Kinder, Erwachsene, alte Menschen. Planmäßig und systematisch wurde in den Vernichtungslagern Völkermord betrieben.

Als der Altbundespräsident Roman Herzog den Tag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz zum Gedenktag erklärte, stand dahinter der Gedanke: Die Erinnerung darf nicht enden, sie muss auch künftige Generationen zur Wachsamkeit mahnen. Er hat aber auch die Gefahr gesehen, dass Gedenkstunden allzu leicht den Charakter von ritualisierten Pflichtübungen oder Alibiveranstaltungen annehmen.

In diesem Zusammenhang warnte der Architekt des Jüdischen Gemeindezentrums Frankfurt/Main, Salomon Korn, in dem 1999 erschienen Gesprächsband „Jüdisches Leben in Deutschland“ mit den Worten: Der Tag wird nur ein sinnvoller Gedenktag sein, wenn zum Beispiel in den Schulen Projektwochen stattfinden, eine Gedenkstunde im Bundestag abgehalten wird und dergleichen mehr.“ Daher gilt es, vor allem Formen zu finden, die immer wieder zum Nachdenken herausfordern und die auch die jüngere Generation ansprechen.

Anlässlich des Gedenktages, der diesmal besonders an Kinder und Jugendliche im Holocaust erinnern möchte, haben wir gestern im „Frankfurter Hof“ zwei Ausstellungen eröffnet. Die Dokumentationen mit dem Titel „Musik, das war ihr Leben“ und „Kinder im KZ Theresienstadt – Bilder und Gedichte“ sind so konzipiert, dass bereits Kinder ab zehn Jahren an die Thematik herangeführt werden können. Indem sie vom Schicksal Gleichaltriger in den Lagern erfahren, können sie erkennen: Auch die Kinder waren Opfer, Kinder wie sie, die aus ihren

Familien, aus ihren sozialen Bezügen gerissen und Schritt für Schritt zu Grunde gerichtet wurden; überall, in Deutschland, in den besetzten Ländern und auch hier in Mainz.

Das, was so abstrakt klingt, zeitlich so weit weg ist und gerade für die Jüngeren nach „Geschichte“ klingt, das ist auch hier in unserer Stadt geschehen. Auch in Mainz haben die Bürger durch Wegschauen, durch Gleichgültigkeit, durch Feigheit oder Desinteresse am Schicksal ihrer Nachbarn und Mitmenschen die Deportation und den Holocaust ermöglicht. Doch nur, wenn die nachfolgenden Generationen sich der nationalsozialistischen Barbarei erinnern, sich mit der Geschichte bewusst beschäftigen, mit den Wurzeln und den Folgen von Antisemitismus und Rassenwahn und dies nicht nur den Experten und den Spezialisten überlassen, nur dann ist eine Gesellschaft gegen dieses rechtsextreme Denken gefeit.



WEIHBISCHOF WOLFGANG ROLLY

Sehr geehrter Herr Landtagspräsident,
Herr Ministerpräsident,
Herr Oberbürgermeister,
liebe Schülerinnen und Schüler,
verehrte Damen und Herren!

In Vertretung für Bischof Dr. Karl Lehmann, der für den heutigen Tag schon seit langem eine Terminverpflichtung hat, spreche ich in dieser Gedenkstunde das Grußwort.

Die Vielfalt der Veranstaltungen in diesen Tagen, gerade von jungen Leuten getragen und gestaltet, sind, so denke ich, ein gutes Zeichen, eine ganz wichtige Weise, der Säuglinge, Kinder und

Jugendlichen zu gedenken, die im Holocaust umgebracht wurden. Zugleich geben sie, wie etwa die Stolpersteine in der Mainzer City mit den Namen von Kindern und Jugendlichen darauf, einen sehr eindeutigen Anstoß, einen Anstoß zum Nachdenken. Sie sind eine klare Herausforderung, vor dem, was da alles an Unrecht und Grausamkeit geschah, nicht die Augen zu verschließen, keinen Mantel des Vergessens auszubreiten.

Zugleich aber ist ein solches Gedenken eine neue Herausforderung, welchen Platz Kinder und Jugendliche heute bei uns haben, bei uns in Kirche, Staat und Gesellschaft, Kinder und Jugendliche, die aufgrund der Alterspyramide unserer Gesellschaft immer mehr eine Minderheit darstellen. Die Botschaft der Bibel ist deutlich und klar: Jeder Mensch ist vor Gott gleich, eben, weil er Ebenbild Gottes ist, ob geboren oder ungeboren, jung oder alt, gesund oder krank, gleich, welcher Volkszugehörigkeit und Rassen.

Sich zu fragen, welchen Platz, welche Wertschätzung Kinder und Jugendliche heute bei uns haben, steht uns gut an, denn man sieht und hört von Missbrauch von Kindern – das ist keine Seltenheit –, von Kinderpornografie, nicht nur im Internet, von der Verwendung von Föten für die Produktion von Schönheitsmitteln, von der Geringschätzung behinderter und schwerstbehinderter Kinder und Ausgrenzung ihrer Eltern etwa durch die Frage: Wie kann man nur? Kindersoldaten in nicht wenigen Ländern, Ausnutzung von Kindern in der Kinderarbeit, Straßenkinder nicht nur in Lateinamerika, sondern auch in unseren großen Städten. Das sind nur einige Beispiele von heute.

Die Botschaft der Bibel spricht eine klare Sprache. Über 250 Mal ist da von Kindern die Rede, Kinder als Reichtum, Kinder als Geschenk Gottes, Kinderlosigkeit als große Not.

Auf die schroffe Ablehnung durch die Jünger, als einmal viele Kinder zu Jesus kamen, reagierte er: Lasst die Kinder zu mir kommen, hindert sie nicht daran, denn Menschen wie ihnen gehört das Reich Gottes. – Oder: Er stellt ein Kind in ihre Mitte, nahm es in seine Arme und sagte zu ihnen: Wer ein solches Kind um meinetwillen aufnimmt, der nimmt mich auf.

An einer anderen Stelle wird er sehr deutlich: Wer eines von diesen Kleinen, die an mich glauben, zum Bösen verführt, für den wäre es besser, wenn er mit einem Mühlstein um den Hals ins Meer geworfen würde.

Kinder und Jugendliche in die Mitte stellen, aus Achtung vor ihrer von Gott gegebenen Würde, nicht aus Egoismus und Profitstreben, das heißt zum Beispiel auch, Zeit, Fantasie und Können aufzubringen, sich für eine ganzheitliche Entwicklung bei uns und an vielen Orten der Welt einzusetzen.

Das Gedenken an die Kinder und Jugendlichen, die im Holocaust ihr Leben verloren haben, auf der einen Seite und die eindeutigen Worte Jesu auf der anderen Seite halten uns allen einen großen Spiegel vor. Wie gehen wir mit der Vergangenheit um? Wie stehen wir zu Kindern, geboren oder ungeboren, gesund oder krank? Welche Zukunft wollen wir ihnen eröffnen?

Gott selbst kam, wie wir gerade jetzt an Weihnachten wieder feierten, als hilfloses Kind in unsere Welt, Zeichen seiner grenzenlosen Liebe zu uns Menschen. Das Kind von Bethlehem macht die Würde des Kindes, jedes Kindes, macht die Würde des Menschen auf einzigartige Weise deutlich. Wenn wir hier wacher, hörender und bereiter werden, kann uns ein solcher Gedenktag wie heute für die grausame Vergangenheit, aber auch für die Gegenwart und Zukunft eine große Hilfe werden.

LESUNGEN UND MUSIKBEITRÄGE

Während der Gedenkveranstaltung in St. Stephan moderierten Dr. Stefan Heitzmann, Leiter der Katholischen Jugendzentrale und Pfarrer Hans Peter Saaler, Evangelisches Stadtjugendpfarramt den Vortrag von autobiografischen Texten, Musik und Liedern aus den Ghettos und Konzentrationslagern.

AUS DEN LESUNGEN

Die beeindruckenden Zeugnisse werden an dieser Stelle auszugsweise wiedergegeben. „Dank meiner Mutter“ überschrieb Schoschana Rabinovici die Erlebnisse mit ihrer Familie im Ghetto in Wilna. Nach dessen Auflösung gelang es ihr „dank ihrer Mutter“, die Lager Kaiserwald, Stutthof und Taunzin zu überleben.

„DANK MEINER MUTTER“

VON SCHOSCHANA RABINOVICI

Es war Ende Februar oder Anfang März. Eines Morgens standen wir wieder auf dem Appellplatz. Diesmal dauerte der Appell besonders lange. Es war kalt und naß. Die Blitzmädel kontrollierten die Blocks, zählten und verglichen die Zahlen, und wir standen im Freien. Seit einigen Tagen bereits fiel ein feiner, dichter Regen, und der Boden des Appellplatzes hatte sich in Schlamm verwandelt. Wir standen still, die hohen Offiziere erschienen. Kontrolle. Da und dort fingten Frauen an zu schwanken, es fiel ihnen schwer, so viele Stunden stillzustehen. Wir waren müde und hungrig und starr vor Kälte, unsere Kleidung war naß, und der Regen peitschte uns. Als der Befehl zum Rühren kam, nach sechs Stunden Stehen im Freien, und die Kessel mit dem Frühstück zum Platz gebracht wurden, brach meine Mutter zusammen und stürzte in den Schlamm.

Sofort streckten sich hilfreiche Hände aus. Frauen hoben sie auf, stellten sie auf die Füße und stützten sie, während sie sich an eine der Frauen lehnte, um nicht die Aufmerksamkeit der Deutschen auf sich zu lenken, die das Lager noch nicht verlassen hatten. Die Offiziere entfernten sich, ohne uns bemerkt zu haben. Ich drehte mich zu meiner Mutter um und sah, daß ihre Augen geschlossen waren. Die Frauen trugen sie zur Krankenbaracke.

Nachdem meine Mutter in der Krankenbaracke untergebracht worden war, rief mich Dr. Bolek zu sich und sprach ernsthaft mit mir. Er beschwor mich, meinen Tagesablauf beizubehalten, als erste aufzustehen, mich anzuziehen und zurechtzumachen, zur Arbeit in die Fabrik zu gehen, das Brot abends in zwei Teile zu teilen, damit ich morgens auch noch etwas hätte, und vor allem meine Mutter zweimal am Tag zu besuchen, vor dem Appell und abends, nach der Arbeit. Dr. Bolek sagte, meine Anwesenheit sei sehr wichtig, nur so könne er meine Mutter retten.

In den ersten Tagen nahm mich meine Mutter überhaupt nicht wahr, wenn ich zu ihr kam. Ich saß neben ihr, hielt ihre Hand, doch sie reagierte nicht. Sie war ins hinterste Zimmer der Baracke gebracht worden. Es war das Sterbezimmer, genauer gesagt, das Zimmer für jene, die keine Medikamente mehr bekamen, weil das bedeutet hätte, diese zu „vergeuden“. Doch Dr. Bolek vergaß nicht, wie meine Mutter ihm geholfen hatte, indem sie ihm Medikamente verschaffte. Deshalb versuchte er alles und gab ihr von den Medikamenten, die er zur Verfügung hatte.

Ich bewegte mich zwischen den Frauen im Block, als gehörte ich nicht dazu. Die Frauen waren müde und mit ihren eigenen Problemen beschäftigt, sie beachtetten mich kaum.

Morgens stand ich früh auf, wie ich es versprochen hatte, doch es gelang mir nicht, den Turban und das Kopftuch richtig zu binden. Frau Maier bemerkte es und half mir, mich zurechtzumachen.

Ich arbeitete schwer, doch Karola, die Blockälteste, erinnerte sich nur selten daran, mir einen zusätzlichen Teller Suppe zu geben. Ich verschlang den ersten Teller Suppe, den ich bekam, aber es gelang mir nicht, mich noch einmal zwischen den Frauen zum Kessel vorzudrängeln, um einen

Nachschlag zu bekommen. Der Kampf um den Kessel war äußerst hart, und wenn er leer wurde, kletterten die Frauen hinein und versuchten, mit Händen und Zunge das letzte Tröpfchen Suppe herauszulecken.

Abends, wenn ich zum Block zurückkam, ging ich in den Waschraum. Doch bei dem Gedränge um die Hähne, mit dem kalten Wasser und dem winzigen Stück Seife, das ich hatte, gelang es mir kaum, die oberste Schicht des schwarzen Staubs abzuwaschen, der an meinem Körper klebte. Ich konnte auch meine Kleidung nicht richtig waschen und das Wasser kräftig genug auswringen, so daß meine Unterhosen und das Hemd morgens immer noch ganz naß waren.

Ich war allein, niemand kümmerte sich um mich. Und obwohl ich in meinen Augen schon groß war, wußte ich mir keinen Rat mehr. Rachel, die auf der Pritsche neben mir schlief, ermutigte mich und versuchte manchmal, mir zu helfen, doch ihre Arbeit war schwer, und sie war selbst am Ende ihrer Kräfte. Früher hatten sie und ihre Freundinnen mit Hilfe der Sachen, die meine Mutter zum Tauschen aus der Kleiderkammer mitgebracht hatte, zusätzliches Essen organisieren können, doch das fiel nun weg, und auch sie litten stärker unter dem Hunger. Ich litt ganz besonders. In den ersten beiden Wochen der Krankheit meiner Mutter fand ich in unserem Versteck noch trockenes Brot, doch jeden Tag verringerten sich die Vorräte im Versteck, und eines Tages war es leer.

Nun begann die Phase des großen Hungers. Jedes zusätzliche Essen war aufgebraucht. Der Hunger quälte mich so sehr, daß ich nicht mehr denken konnte. Ganz automatisch führte ich alle Tätigkeiten aus, an die ich mich im Laufe der Monate im Lager gewöhnt hatte. Wegen des Hungers schlief ich schlecht, ich phantasierte, hatte schlimme Träume und wachte auf, weil ich im Schlaf geschrien und geweint hatte. Ich phantasierte auch im wachen Zustand und wurde von Ängsten verfolgt.

Bei der Arbeit konnte ich mich nicht konzentrieren. Stundenlang saß ich da und träumte, deshalb verletzte ich mich immer wieder mit dem Messer und an dem Blech, und die Wunden an meinen Händen wurden schmutzig von der brennenden gelben Paste. Ich machte keine Gedichte mehr und hatte auch aufgehört zu singen.

Ich sah schrecklich aus. Das Gehen fiel mir schwer, ich schlurfte nur noch. Der Schmutz klebte an mir, ich wurde sehr dünn und war nur noch ein Schatten meiner selbst. Auch der Turban verbesserte mein Aussehen nicht mehr. Er war schmutzig und saß schief und unordentlich auf meinem Kopf. Eine unheimliche Gleichgültigkeit hatte mich erfaßt.

Eines Tages kam ich zu meiner Mutter, um sie zu besuchen, klein, zusammengesunken und schmutzig. Ich zitterte vor Kälte und hatte mich in die Decke gewickelt, die ich von meinem Bett genommen hatte. Und plötzlich, nach bald zwei Monaten ohne Reaktion, fand ich sie bei vollem Bewußtsein. Als sie wahrnahm, wie ich aussah, mich verhielt und ging, schrie sie „Muselmann!“ Muselmänner nannte man diejenigen, die die Hoffnung verloren hatten, die es aufgegeben hatten zu kämpfen und gleichgültig auf ihr Ende warteten. Muselmänner legten sich in eine Ecke des Hofes oder des Blocks, verloren allmählich das Bewußtsein und starben.

Die ganze Zeit im Ghetto und im Lager hatte meine Mutter immer wieder gesagt, daß man sich nicht vernachlässigen dürfe, man müsse kämpfen und immer daran glauben, daß das Leid einmal vorbeigehen werde. Wenn man aufgab, war es schade um das Leiden, das man bereits ausgestanden hatte. Man müsse auf sein Aussehen achten und dürfe nicht zum Muselmann werden. Deshalb erschrak ich, als ich hörte, wie sie mich mit diesem Namen nannte, ich hörte auch den Vorwurf in ihrer Stimme. Auf einmal begriff ich, daß etwas Schlimmes mit mir passiert war. Sofort nahm ich die Decke von meinem Körper, das erste Zeichen für einen Muselmann, und richtete mich auf. Meine Mutter lächelte, und ihr Lächeln war für mich, als würde die Sonne wieder scheinen. Ich begriff, daß es ihr besserging, daß die schlimmste Zeit vorbei war und es jetzt Hoffnung gab, sie würde wieder gesund werden. Auch Dr. Bolek stellte fest, daß sich der Zustand meiner Mutter gebessert hatte.

Ich weiß nicht, wer wem mehr geholfen hat an diesem Tag. Es war wohl so, daß mein schrecklicher Zustand meine Mutter aufweckte und daß ihre Rückkehr zum Leben auch meine Willenskraft mobilisierte. Jedenfalls hatten wir uns gegenseitig geholfen. Es sollte aber noch viel Zeit vergehen, bis wir uns beide erholt hatten.

Elie Wiesel war noch nicht 15 Jahre alt, als er mit seiner Familie nach Auschwitz deportiert wurde. Zusammen mit seinem Vater überstand er den Todesmarsch von Auschwitz nach Buchenwald und war, als er bei der Befreiung schwerkrank aus dem Lager Buchenwald herausgetragen wurde, allein.

DIE NACHT ZU BEGRABEN, ELISCHA

VON ELIE WIESEL

Mit uns fuhr Frau Schächter, eine etwa fünfzigjährige Mutter mit ihrem zehnjährigen Sohn, der in seiner Ecke kauerte. Ihr Mann und zwei ältere Söhne waren versehentlich mit dem ersten Transport verfrachtet worden. Die Trennung hatte sie erschüttert.

Frau Schächter hatte den Verstand verloren. Am ersten Tag der Fahrt hatte sie zu stöhnen begonnen und fragte, warum man sie von den Ihren getrennt hatte. Später wurden ihre Klagerufe hysterisch.

*In der dritten Nacht, während wir sitzend und stehend, aneinandergelehnt, schliefen, durchdrang ein schriller Schrei die Stille:
„Ein Feuer! Ich sehe ein Feuer! Ich sehe ein Feuer!“*

Es entstand eine Panik. Wer hatte geschrien? Frau Schächter. Mitten im Waggon, im bleichen Schimmer, der durch die Fenster fiel, glich sie einem verdorrten Baum in einem Kornfeld. Kreischend deutete sie auf das Fenster:

„Seht! Seht doch! Das Feuer! Ein schreckliches Feuer! Habt Mitleid mit mir, das Feuer!“

Männer pressten die Gesichter gegen die Stäbe. Es war nichts zu sehen. Nur Nacht.

Lange lastete der Schock dieses schrecklichen Erwachens auf uns. Wir zitterten. Und bei jedem Kreischen der Räder auf den Schienen schien es, als gähne ein Abgrund unter unseren Füßen. Unfähig, unsere Angst zu betäuben, suchten wir uns damit zu trösten, dass wir sagten: „Sie ist verrückt, die Arme.“ Um sie zu beruhigen, hatte man ihr ein feuchtes Tuch auf die Stirn gelegt. Trotzdem gellte sie weiter: „Das Feuer! Das Feuer!“

Gegen Morgen endlich beruhigte sich Frau Schächter. In ihrer Ecke kauend, den dumpfen Blick ins Leere gerichtet, sah sie uns nicht mehr. So verharrte sie den ganzen Tag, stumm, abwesend, eine Fremde unter uns allen.

Nach Einbruch der Nacht schließlich lief der Zug in einen Bahnhof ein. Wer am Fenster stand, rief den Namen der Station in den Wagen hinein: „Auschwitz!“

Niemand hatte den Namen jemals gehört.

Der Zug fuhr nicht weiter. Dann wurden die Türen aufgeschoben. Zwei Insassen durften aussteigen, um Wasser zu holen.

Als sie zurückkehrten, erzählten sie, was sie im Austausch gegen eine goldene Uhr erfahren hatten. Auschwitz war die Endstation. Hier würde alles ausgeladen werden.

Gegen elf Uhr setzte sich der Zug dann wieder in Bewegung. Man drängte zu den Fenstern. Langsam fuhr er weiter. Eine Viertelstunde später hielt der Zug dann wieder. Durch die Fenster sah man Stacheldraht. Das musste das Lager sein.

Wir hatten Frau Schächter ganz vergessen. Plötzlich hörten wir furchtbares Schreien:

„Juden, seht! Seht das Feuer! Die Flammen, seht nur!“

Der Zug hielt an, und diesmal sahen wir Flammen, die in der tiefen Nacht aus einem hohen Schornstein schlugen.

Frau Schächter war von selbst verstummt. Schweigend, teilnahmslos, abwesend saß sie wieder in ihrem Eckchen.

Wir blickten auf die Flammen in der Nacht. Ein widerwärtiger Geruch lag in der Luft. Plötzlich öffneten sich die Türen. Seltsame, mit gestreiften Jacken und schwarzen Hosen bekleidete Gestalten, eine Stablampe in der einen, einen Knüppel in der anderen Hand, sprangen in den Wagen und riefen, nach links und rechts Hiebe austeilend:

„Alles aussteigen! Alles im Wagen lassen! Wird's bald!“

Wir sprangen auf den Bahnsteig hinunter. Ich warf einen letzten Blick auf Frau Schächter. Ihr kleiner Junge hielt ihre Hand.

Vor uns Flammen. In der Luft der Geruch von verbranntem Fleisch. Es musste Mitternacht sein. Wir waren da. In Birkenau.

Alle zwei Meter stand ein SS-Mann und hielt seine Maschinenpistole drohend auf uns gerichtet. Hand in Hand folgten wir den anderen.

Ein SS-Unteroffizier, einen Gummiknüppel in der Hand, kam auf uns zu und befahl:

„Männer links raus! Frauen rechts raus!“

Vier Worte, ruhig und gleichgültig ausgesprochen, unbewegt. Vier schlichte, kurze Worte. Für mich zwar der Augenblick, in dem ich meine Mutter verlassen musste. Ich fand keine Zeit, nachzudenken, als ich schon den Druck der Hand meines Vaters fühlte: wir waren allein, getrennt. Den Bruchteil einer Sekunde lang konnte ich meine Mutter und meine Schwestern nach rechts heraustreten sehen. Tzipora hielt Mamas Hand. Ich sah, wie sie sich entfernten. Meine Mutter streichelte die blonden Haare meiner Schwester, wie um sie zu beschützen. Ich ging mit meinem Vater, mit den Männern weiter. Ich wusste nicht, dass ich an dieser Stelle, in diesem Augenblick, Mutter und Tzipora für immer verließ. Ich ging weiter. Mein Vater hielt meine Hand.

Hinter mir brach ein Greis zusammen. Neben ihm steckte ein SS-Mann sein Pistole wieder ein.

Meine Hand verkrampfte sich in den Arm meines Vaters. Nur ein Gedanke: ihn nicht verlieren. Nicht allein bleiben.

Die SS-Offiziere befahlen:

„In Fünferreihen antreten!“

Ein Durcheinander entstand. Es galt, unbedingt zusammen zu bleiben.

„Heda, Kleiner, wie alt bist du?“

Der Fragesteller war ein Gefangener. Ich sah sein Gesicht nicht, aber seine Stimme klang müde und warm.

„Noch keine fünfzehn.“

„Nein. Achtzehn.“

„Nein“, erwiderte ich. „Fünfzehn.“

„Dummkopf. Hör, was ich dir sage.“

Dann fragte er meinen Vater nach seinem Alter, der antwortete:

„Fünfzig Jahre.“

Noch wütender geworden, sagte der andere:

„Nein, nicht fünfzig. Vierzig. Verstehen Sie? Achtzehn und Vierzig“.

Er verschwand in der Nacht. Ein anderer erschien fluchend:

„Hundesöhne, warum seid ihr gekommen? Sprecht, warum, warum?“

Jemand wagte zu antworten:

„Was meinen Sie wohl? Etwa zum Vergnügen? Glauben Sie, wir hätten darum gebeten?“

Fast hätte der andere ihn niedergeschlagen:

„Halt's Maul, Schweinehund, oder ich hau' dich zusammen. Ihr hättet euch lieber aufhängen sollen, wo ihr wart, statt hierher zu kommen. Habt ihr nicht gewusst, was in Auschwitz gespielt wird? Ihr hattet keine Ahnung? Und das im Jahre 1944?“

Wir wussten es nicht. Niemand hatte uns ein Wort gesagt. Er traute seinen Ohren nicht. Sein Ton wurde immer brutaler.

„Seht ihr den Schornstein dort? Seht ihr ihn? Und die Flammen, seht ihr sie? (Wir sahen sie, die Flammen.) Dorthin wird man euch führen. Dort wartet euer Grab auf euch. Habt ihr's noch nicht begriffen? Hundesöhne, kapiert ihr denn gar nichts? Man wird euch verbrennen. Euch verkalken, euch einäschern!“

Seine Wut wurde hysterisch. Wir standen reglos, wie versteinert. War das nicht ein Alptraum? Ein unvorstellbarer Alptraum?

Wir marschierten weiter. Dort stand Herr Dr. Mengele, jener berühmte Dr. Mengele – ein typischer SS-Offizier, grausame Gesichtszüge, aber nicht ohne Klugheit, Monokel im Auge, einen Taktstock in der Hand – im Kreise anderer Offiziere. Das Stöckchen bewegte sich ohne Unterlass, bald nach rechts, bald nach links.

Schon stand ich vor ihm:

„Dein Alter?“ fragte er mit einem Ton, der wahrscheinlich väterlich klingen sollte.

„Achtzehn Jahre.“ Meine Stimme zitterte.

„Gesund?“

„Ja.“

„Beruf?“

Sollte ich sagen, ich sei Student?

„Landarbeiter“, hörte ich mich sagen.

Die Unterhaltung dauerte kaum einige Sekunden. Sie schien mir eine Ewigkeit zu währen.

Das Stöckchen sprang nach links. Ich machte einen halben Schritt vorwärts. Ich wollte zunächst sehen, wohin man meinen Vater führen würde. Ginge er nach rechts, würde ich ihn einholen können.

Wieder neigte sich das Stöckchen nach links. Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Wir wussten noch nicht, welches die gute Richtung war, die nach links oder die nach rechts, welcher Weg ins Zuchthaus und welcher ins Vernichtungslager führte. Trotzdem war ich glücklich, ich war ja bei meinem Vater. Langsam schob sich unsere Kolonne weiter.

Ein anderer Gefangener trat auf uns zu:

„Zufrieden?“

„Ja“, antwortete einer.

„Ihr Armen, ihr geht in die Gaskammer.“

Er schien die Wahrheit zu sagen. Nicht weit von uns entfernt loderten Flammen aus einem Graben empor, riesige Flammen. Dort wurde etwas verbrannt. Ein Lastwagen näherte sich dem Erdloch und schüttete seine Ladung aus: es waren kleine Kinder. Säuglinge! Ich hatte sie mit eigenen Augen gesehen. Kinder in den Flammen. (Ist es verwunderlich, wenn mich seither der Schlaf flieht?)

Nun waren wir da, etwas weiter weg würde ein breiterer Graben für die Erwachsenen ausgeschachtet sein.

Ich kniff mir ins Gesicht: lebte ich noch? Wachte ich oder träumte ich? Ich konnte es gar nicht glauben. Wie war es möglich, dass Menschen und Kinder verbrannt wurden und die Welt dazu schwieg? Nein, all das konnte nicht wahr sein. Ein Alptraum.

Mein Vater weinte. Sein Körper war vom Schluchzen geschüttelt. Ringsum weinten alle. Jemand begann, Kaddisch, das Totengebet aufzusagen. Ich weiß nicht, ob es in der langen Geschichte des jüdischen Volkes einmal vorgekommen ist, dass Menschen das Totengebet für sich selbst sprachen.

„Sein Name sei erhöht und geheiligt.“, murmelte mein Vater.

Zum ersten Mal fühlte ich Aufruhr in mir aufwallen. Warum sollte ich seinen Namen heiligen? Der Ewige, der König der Welt, der allmächtige und furchtbare Ewige schwieg, wofür sollte ich Ihm danken?

Wir marschierten weiter. Allmählich näherten wir uns dem Graben, dem eine Gluthitze entstieg. Noch zwanzig Schritt. Wenn ich mir den Tod geben wollte, war der Augenblick gekommen. Unsere Kolonne brauchte nur noch zwanzig Schritt zurückzulegen. Ich biss mir auf die Lippen, damit mein Vater nicht meinen zitternden Unterkiefer sah. Noch zehn Schritte, noch acht. Sieben. Wir marschierten langsam, wie hinter dem Leichenwagen unseres eigenen Begräbnisses einher. Nur noch vier, dann drei Schritte. Nun standen wir vor dem lodernden Graben. Ich riss meine letzten Kräfte zusammen, um aus der Reihe zu setzen und mich in den Stacheldraht zu werfen. Tief im Herzen nahm ich Abschied von meinem Vater, von der ganzen Welt, und unwillkürlich bildeten sich Worte auf meinen Lippen: „Sein Name sei erhöht und geheiligt.“ Mein Herz wollte zerspringen. Nun gut. Ich stand vor dem Todesengel.

Nein. Zwei Schritte vor dem Graben befahl man uns, links abzuschwenken und in eine Baracke zu treten.

Ich drückte die Hand meines Vaters. „Erinnerst du dich an Frau Schächter?“



Eindrucksvolle Lesungen, die das Schicksal von Kindern und Jugendlichen in den Ghettos und Konzentrationslagern, wachrief: Christina Kühnreich und Glenn Goltz vom Staatstheater Mainz (Bild oben) sowie Sabrina Guttenberger, Dr. Michail Krausnick und Tayo Awosusi (Bild unten, von links).



Die Sinti-Kinder von der St. Josefspflege in Mulfingen waren nach der Deportation ihrer Eltern in das Kinderheim der St. Josefspflege eingewiesen worden. Eva Justin, eine enge Mitarbeiterin des so genannten „Rasseforschers“ Robert Ritter, missbrauchte die Kinder dort als Untersuchungsobjekte für ihre Doktorarbeit. Anschließend deportierte die SS die 39 Sinti-Kinder in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau, wo sie bis auf vier Überlebende in den Gaskammern ermordet wurden. Die Heimleitung hatte nichts unternommen, um die Deportation zu verhindern. Das Schicksal dieser Kinder zeichneten Tayo Awosusi (AW) und Dr. Michail Krausnick (KR) in von ihm zusammengestellten Texten nach.

DIE KINDER VON DER ST. JOSEFSPFLEGE IN MULFINGEN

„AUF WIEDERSEHEN IM HIMMEL“

KR: Meine sehr geehrten Damen und Herren, im Mittelpunkt unseres Vortrags steht das Schicksal der Sinti-Kinder von der St. Josefspflege in Mulfingen.

Offiziell waren sie zu Fürsorgezöglingen erklärt worden. Die NS-Behörden sprachen von „verwahrlosten“, von „schwer erziehbaren Kindern“, ja sogar von Waisenkindern. Doch das war die Sprache der Verfolger, die lügenhafte Sprache des „Dritten Reichs“.

AW: Die Wahrheit sah anders aus: Die Nazis hatten seit 1938 systematisch die Familien zerstört und immer mehr Sinti-Kinder elternlos gemacht. Sie deportierten die Väter und Mütter in die Konzentrationslager. Die zurückgebliebenen Jungen und Mädchen aber wurden als so genannte „ZigeunerKinder“ in Kinderheime, Erziehungsanstalten und Jugendkonzentrationslager eingewiesen.

KR: Die so genannte „Bekämpfung des Zigeunerunwesens“ und der Gedanke der „Ausmerze“ war bei den Nazis schon vor der Machter-

greifung ein Bestandteil ihrer Rassenpolitik. Nach 1933 entwickelte sich dieser dumpfe Rassismus schrittweise – offiziell mit den Nürnberger Rassengesetzen – zum staatlich verwalteten Programm der totalen Vernichtung.

Die so genannten „Erbgesundheits-“ und „Kriminalbiologen“ aus dem Reichsgesundheitsamt lieferten dazu nichts anderes als eine Um-mäntelung. Mit anderen Worten: Sie gaben den Wölfen den Schafspelz.

AW: Die Hauptaufgabe des „Rassenhygiene-Instituts“ unter Leitung des Dr. Robert Ritter war das Aufspüren und die totale Erfassung aller Sinti und Roma im Reichsgebiet. Die „Rassenbiologen“ hatten zunächst einmal herauszufinden, wer überhaupt Zigeuner sein könnte, und diese dann auch noch nach Mischlingsgraden einzustufen.

KR: Die „Rassenforscher“ werteten mit Hilfe der Pfarrämter Kirchenbücher und Stammtafeln aus. Darüber hinaus nahmen sie Blutproben und vermaßen alles, was es an Menschen überhaupt zu messen gibt. Einer der wenigen Überlebenden, der Zeitzeuge Josef Reinhardt, berichtet:

AW: „Da hat der Ritter das auf der Straße gemacht, ganz locker, im freundlichen Stil. Da kam man nacheinander dran, hat sich auf den Stuhl gesetzt. Dann hat er die Augen der Kinder verglichen, uns alle ausgefragt, und die Justin hat immer alles aufgeschrieben. Dann hieß es Mund auf, da hat er so ein Instrument gehabt, damit hat er den ganzen Rachen ausgemessen, die Nasenlöcher, die Nase, die Nasenwurzel, die Augenweite, die Augenfarbe, die Augenbrauen, die Ohren innen und außen, das Genick, den Hals, die Hände, alles, was überhaupt zu messen war.“

KR: Alles, was überhaupt zu messen war. Keine Volksgruppe der Erde wurde jemals so gründlich „erforscht“ und – von den Vorfahren im 18. Jahrhundert bis zum grade geborenen Säugling – so „total“ erfasst wie die deutschen Sinti und Roma.

AW: Auftraggeber dieser so genannten „gutachtlichen Äußerungen“ aber war die SS, war Heinrich Himmlers Reichssicherheitshauptamt, das am Ende sogar jedes einzelne der Gutachten direkt bezahlte.

KR: Damit kommen wir zum Schicksal der Sinti-Kinder von der St. Josefspflege und zu jener Frau, die als TÄTERIN mitverantwortlich für ihren Tod war, die aber niemals zur Rechenschaft gezogen wurde.

Schon von Anfang an war Eva Justin, die rotblonde Schwesternschülerin, eine der eifrigsten Mitarbeiterinnen des Dr. Ritter gewesen. „Schwester Eva“ begleitete ihren Lehrmeister von Karriereschritt zu Karriereschritt.

AW: Aber sie machte sich auch selbst einen Namen. Zunächst bei den Sinti. Als im Olympiajahr 1936 das Rassenhygiene-Institut gegründet wurde, entwickelte Eva Justin als „Lolitschai“, als „rothaariges Mädchen“, ihre besonders hinterlistige Einschleich-Technik.

Mit ein paar Brocken aus unserer Sprache, dem Romanes, suchte sie das Vertrauen ihrer späteren Opfer. Wenn das allerdings nicht half, drohte sie mit Konzentrationslager, Haareabschneiden oder ordnete polizeiliche Vorführung an.

KR: Eva Justins jahrelanges Zusammenwirken mit den Völkermordplanern im Reichssicherheitshauptamt sollte schließlich auch noch akademisch gewürdigt und mit einem Doktorhut belohnt werden. An Protektion durch Robert Ritter fehlte es nicht. Eva Justins Ziel war es, wie sie vorgab, die „Lebensschicksale artfremd erzogener Zigeunerkinde“ zu ergründen. Doch nicht der mindeste Wahrheits- oder Erkenntnisanspruch lässt sich aus ihrer Arbeit herauslesen. Bereits in der Einleitung zu ihrer Doktorarbeit täuscht sie eine kinderfreundliche Idylle vor:

AW: „In einem ländlichen, ganz abseits gelegenen Heim, in dem z. Z. alle württembergischen Zigeunerkinde, die ihren Eltern abgenommen wurden (...), unter relativ günstigen Umständen aufwachsen, lebte ich sechs Wochen mit den Kindern, führte psychologische Untersuchungen durch und beobachtete sie vor allem in ihren Reaktionen auf die ihnen artfremde Erziehung.“

KR: Die Verlogenheit einer solchen Darstellung ist kaum zu überbieten. Die „relativ günstigen Umstände“ bestanden ja in Wirklichkeit vor allem darin, dass man die Sinti-Kinder gewaltsam zu Waisen gemacht hatte. Es waren den Kindern die Eltern geraubt und seit 1938 in die Konzentrations- und Vernichtungslager, vor allem nach Dachau und Ravensbrück, deportiert worden.

AW: „Relativ günstige Umstände“ bestanden also einzig und allein für Frau Justin, der die Kinder vom Reichssicherheitshauptamt als Untersuchungsobjekte zur Verfügung gestellt worden waren.

KR: Mit der Lernbereitschaft und dem schulischen Verhalten ihrer Schülerinnen und Schüler jedenfalls waren die Heimleitung, die Barmherzigen Schwestern, der Pfarrer und die Lehrerin hochzufrieden. Gute Zeugnisse bestätigen das. Die Schwestern brachten den Kindern viele Gedichte, Bibelsprüche und Kirchenlieder bei, aber auch, das soll nicht verschwiegen werden, Nazi-Lieder, wie das Horst-Wessel-Lied, das die Kinder singen mussten, wenn sie in Reih und Glied durch die Ortschaft marschierten.

AW: Die älteren Kinder wurden nach dem Unterricht in dem Wirtschafts-Unternehmen zusätzlich auch als Kinderarbeiter ausgebeutet: in der Bäckerei, der Wäscherei und den landwirtschaftlichen Betrieben der St. Josefspflege. Nach dem Schulabschluss wurden sie den Bauern der Umgebung zur Auswahl angeboten. Aufgrund ihrer guten Ausbildung waren sie begehrte Arbeitskräfte im Haus und in der Landwirtschaft.

KR: Die Tatsachen und die Erfahrungen der Schwestern jedoch beeindruckten Eva Justin nicht im geringsten. Sie war nur an der unterstellten „Artfremdheit“ interessiert. Ihre so genannten „psychologischen“ Testversuche, die sie mit Bonbons und Geldpreisen belohnte, hatten ohnehin keine Vergleichsbasis und somit auch nicht den geringsten Erkenntniswert über den Einzelfall hinaus. In einem Test ging es beispielsweise um das „Herausangeln von Süßigkeiten mittels eines Fadens aus einer Dose“.

Die Erzieher – so Johanna Nägele – standen „in stummem Protest gegen diese Maßnahmen“.

AW: „Unser Bestreben war, die Kinder zu brauchbaren Menschen unserer Gesellschaft zu machen, während Dr. Ritter und Frau Justin beweisen wollten, dass aus dem angeblich rassistisch minderwertigen Menschenmaterial nichts Brauchbares zu machen sei.“

KR: Auch die Kinder, im Alter zwischen 6 und 16 Jahren, hatten sehr schnell die Verleumder, die als Wissenschaftler daherkamen, durchschaut. Die Aufgewecktesten machten sich sogar über das Fräulein lustig und fanden die Testspiele „blöd“. Andere verweigerten sich wie Emil Reinhardt, der dafür dann als „leistungsschwach“ und „phlegmatisch“ eingestuft wurde.

Amalie Schaich, geborene Reinhardt, gehört zu den vier Mulfinger Kindern, die Auschwitz überlebt haben. Sie hat uns berichtet:

AW: „Die Justin hat uns Kinder immer mit Süßigkeiten angelockt, damit wir uns fotografieren lassen. Ich habe mich dagegen gewehrt, weil ich das Gefühl hatte, dass man uns mit diesen Versuchen vor den anderen herabsetzen wollte. Der Ritter und das Fräulein Justin haben uns ja behandelt, als wenn wir nicht ganz normal wären. Dass wir Sinti-Kinder genau so intelligent sind, das passte nicht rein in ihre Köpfe.

Damals waren wir doch schon vierzehnjährige Mädchen, aber wir mussten immer diesen Kinderkram machen. Zum Beispiel haben sie uns so bunte Glaskugeln gebracht. Da sollten wir Ketten draus machen, wegen der Farbzusammenstellung. Aber was sollte das denn? Das war doch lächerlich. Genau wie dieses Stäbchenspiel, das Mikado. Also das ist mir, auf Deutsch gesagt, so ‚doof‘ vorgekommen, da hab ich gesagt: ‚Was soll das? Da mach ich nicht mit.‘ Dann hab ich denen den Rücken gedreht und bin gegangen.“

KR: Die Ergebnisse des mit „Mädchen und Knaben“ zwischen 7 und 16 Jahren durchgeführten „Leistungskartoffellesens“, des „Ilgfangspiels“, der Reigentänze wurden zwar tabellarisch aufgeführt, sogar auf Diapositiven und Farbfilmern akribisch festgehalten, waren aber letzten Endes lediglich „Füllmaterial“, das einen wissenschaftlichen Anspruch vortäuschen sollte.

Das Ergebnis stand ja ohnehin schon fest. Die Kinder hatten so oder so nur die Möglichkeit, ihren „artfremden Unwert“ zu beweisen. Der geschmeidigste Ringkämpfer, die anmutigste Tänzerin, der tüchtigste Obst- und Beerensammler bestätigten ja nur das rassistische Klischee des exotisch „Artfremden“: Geschick beim Sammeln, Geschmeidigkeit, Anmut.

Sogar die nachweislich „Tüchtigste“, die 16-jährige Dudela hatte nicht die geringste Chance, ihren „Lebenswert“ zu beweisen. Als so genannter „Zigeunermischling + mit überwiegend zigeunerischem Blutsanteil“ hatte sie sich beim Leistungskartoffellesen als „gleichbleibend flink“ und „sehr geschmeidig“ erwiesen und 55 Eimer gefüllt. Doch gerade das machte besonderen Verdacht.

Denn wer sich als sozial angepasst erwies, wer die vermeintlich „Deutschblütigen“ an Intelligenz und Leistung sogar übertraf, galt eben

deshalb von vornherein als besonders verschlagen, raffiniert und unzuverlässig.

Trotz sozialer Anpassung nämlich, meinte die Justin,

AW: „...muß man doch vom rassehygienischen Standpunkt eine Unfruchtbarmachung dieser Menschen fordern. (...)

Das deutsche Volk braucht zuverlässige und strebsame Menschen und nicht den Nachwuchs dieser unmündigen Primitiven.“

KR: Als die Justin dies schrieb und damit gegen die Aussagen der Schwestern und Lehrerin wahrheitswidrig eine Unerziehbarkeit und Bildungsunfähigkeit von Sinti-Kindern behauptete, war der Völkermord an den Sinti und Roma längst schon beschlossene Sache und das Reich, seit dem Auschwitz-Erlass vom Dezember 1942, bereits „zigeunerfrei“ gemacht worden.

„Eine Dissertation als Mordwaffe“ – 39 Kinder und Jugendliche dienten einer skrupellosen Doktorandin als Untersuchungsobjekte. Über ein Jahr lang wurden sie verschont und von den Massen-Deportationen in das Vernichtungslager Auschwitz ausgespart. Doch sie wurden nur so lange als exemplarisches „Belegmaterial“ in der St. Josefspflege zurückbehalten, bis Eva Justins Doktorhut gesichert war. Ein Jahr später wurden sie „nachgeliefert“.

AW: Im Januar 1944 sprachen Beamte der Stuttgarter Gestapo in der St. Josefspflege vor. Die Gestapobeamten hatten weisungsgemäß zu beachten, „dass die beabsichtigte Festnahme vorher der ‚zigeunerischen Person‘ nicht bekannt wird“.

KR: Wenige Wochen später gab eine Stuttgarter Polizeidienststelle der St. Josefspflege bekannt, dass sämtliche „Zigeunerkinder“ in den Morgenstunden des 9. Mai 1944 abgeholt würden. Der Ortspfarrer, der zugleich der Verwalter des Heims war, hatte die Deportation vorzubereiten. Allgemein scheint man sehr gut gewusst zu haben, wohin es geht, die Schwestern sollen sogar einen Protestbrief nach Berlin an das Reichssicherheitshauptamt geschrieben haben.

Der Pfarrer nutzte die verbleibenden Tage, um die Kinder mit einem verkürzten Kommuniionsunterricht auf ihr Schicksal vorzubereiten. Im letzten Gottesdienst am Vorabend empfingen auch diejenigen, die eigentlich noch zu jung waren, die Sakramente.

AW: Am Vormittag des 9. Mai fuhr ein Postbus im Hof des Heimes vor. Uniformierte Polizisten aus Künzelsau hatten den Befehl, die Kinder abzuholen. Die Zöglinge wurden aus dem Heim herausgeführt: Sie trugen etwas Handgepäck bei sich. Auf Anweisung mussten sie sich in einer Reihe aufstellen. Dann wurden ihre Namen aufgerufen, um die Vollständigkeit der Gruppe zu überprüfen.

Die Lehrerin Johanna Nägele erinnerte sich, dass sich die 16-jährige Johanna Köhler auf ihr Bett warf, weinte und klagte:

„Warum muss ich sterben, ich bin doch noch so jung?“

KR: Über den Abtransport der Kinder sagte ihre Lehrerin:

„Wir mussten hilflos dabei stehen und konnten nichts tun. Das ist das Schlimmste, was einem Menschen passieren kann.“

Amalie Schaich, damals 14 Jahre alt, gehörte zu den Kindern, die in den Bus steigen mussten:

AW: „Der Abtransport war ein Chaos. Instinktiv haben wir gespürt, da ist etwas im Gang. Aber was...? Offiziell hat man uns halt bloß gesagt: ‚Dort wo ihr hinkommt, geht’s euch gut.‘

Am Abend vorher war ja extra noch der Pfarrer gekommen, zur Notkommunion. Da waren ja kleine Kinder dabei, die noch gar nicht begreifen konnten, was eine Heilige Kommunion ist. Da hab ich die Schwester Aurelia gefragt: ‚Was soll das? Es ist doch kein Weißer Sonntag? Warum kriegen die Kinder Erstkommunion?‘ Aber sie hat mir nicht geantwortet.

Wir mussten dann in den Bus steigen und wurden bis zum Bahnhof Crailsheim gefahren. Wir haben überhaupt nicht gewusst, was los ist. Die Schwestern haben uns nichts vorher gesagt und auch die Polizei nicht.“

KR.: Nicht nur die Schwester Oberin, auch die Lehrerin Johanna Nägele musste zur Beruhigung der Kinder den Transport begleiten. Nach der kurzen Fahrt mit dem Bus zum Bahnhof Künzelsau gab es dort einen längeren Aufenthalt. Verwundert betrachteten die anderen Reisenden die von der Polizei bewachten Kinder. Nach einiger Zeit wurden die Kinder, begleitet von den beiden Frauen, zu einem Eisenbahnwagen geführt. Es war ein „Gefangenenwagen“ mit vergitterten Fenstern und abschließbaren Türen. Die Kinder fragten die Lehrerin: „Warum fahren wir in so einem komischen Wagen, warum mit der Polizei?“

Die Polizisten gaben die Anweisung, dass die Kinder an den Haltestationen von den Fenstern wegbleiben sollten. Von Künzelsau über die Stationen Waldenburg, Schwäbisch-Hall, Hessental bis Crailsheim wurde der Wagen jeweils an die fahrplanmäßigen Züge angehängt. Über den Weitertransport berichtet die überlebende Zeitzeugin Amalie Schaich:

AW: „In Dresden haben wir einen Bombenangriff miterlebt. Da war Fliegeralarm. Die SS-Männer haben unseren Gefängniswagen einfach abgesperrt, auf dem Gleis stehen lassen und sind fortgelaufen. Und wir Kinder waren ganz allein. Überall sind da die Bomben eingeschlagen und wir hatten natürlich schreckliche Angst. Das werde ich niemals vergessen, diese Angst.

Unsere Bewacher aber befanden sich, als die Bomben fielen, in einem sicheren Bunker. Auf der Weiterfahrt habe ich einen SS-Mann so bearbeitet, bis er mir gesagt hat: Ihr kommt zu euren Eltern, da geht's euch gut.“

KR: Zumindes t die jüngeren Kinder hofften bis zuletzt auf ein Wiedersehen mit ihren Eltern. Doch am 12. Mai 1944 traf der Transport in Auschwitz ein.

Amalie Schaich hat uns über das weitere Schicksal der Mulfinger Sinti-Kinder berichtet:

AW: „Nach etwa vier oder fünf Tagen trafen wir mit dem Zug in Auschwitz ein. Da ging plötzlich die Türe von unserem Waggon auf. Und vor uns auf der Rampe standen lauter SS-Leute mit dem Gewehr im Anschlag. Aber als sie uns Kinder sahen, haben sie gleich die Gewehre sinken lassen.

Nachdem uns die Häftlingsnummern auf den Armen eintätowiert waren, kamen wir in das sogenannte ‚Zigeunerlager‘ des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau.

Dort waren wir Mulfinger Kinder noch vierzehn Tage im Block 16 zusammen. Doch dann haben sie uns getrennt. Die Kinder, die über vierzehn waren, sind geblieben und die jüngeren kamen in den Kinderblock, den ‚Waisenblock‘. Wir größeren wurden zum Straßenbau abkommandiert.

Als ich meine jüngeren Geschwister das letzte Mal sah, da hat mein Schwesterle beim Abschied gesagt: ‚Du gehst und wir werden verbrannt.‘ Das waren die letzten Worte, die ich von ihr hörte. Das vergesse ich nie!

Den Dr. Mengele, der die Transporte zusammenstellte, habe ich gefragt, ob ich nicht bei meinen kleineren Geschwistern bleiben dürfte. Er erwiderte, dass ich zu alt dazu wäre und zum Arbeitseinsatz müsste. Darauf habe ich gefragt: ‚Und was passiert mit den Kindern von Mulfingen?‘ Da hat er wortwörtlich gesagt: ‚Die kommen wieder zurück ins Kinderheim.‘ Und ich hab’ ihm das geglaubt.

Und wo sind sie hingekommen?

Woher haben sich die Nazis denn das Recht genommen, über Menschen zu urteilen und Leben auszulöschen?

Dazu hat doch keiner ein Recht. Jeder Mensch hat das Recht zu leben.“

KR: Nur vier ältere Kinder, darunter Amalie Reinhardt, haben überlebt. Sie wurde als Arbeitssklavin für die Rüstungsproduktion aussortiert und in das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück deportiert. Die Nacht zum 3. August 1944 war die Nacht, in der das „Zigeunerlager“ Auschwitz-Birkenau „liquidiert“ wurde – so die Sprache der Nazis. 2800 Sinti, vor allem ältere Menschen, Frauen und Kinder, wurden in dieser Nacht in die Gaskammern getrieben. Unter ihnen die Geschwister von Amalie Schaich und alle anderen Sinti-Kinder der St. Josefspflege.

AW: Amandus, Martin, Friedrich, Ferdinand, Sofie, Wilhelm, Rosa, Johann, Elise, Anton, Franz, Olga, Johanna, Anton, Josef, Thomas, Sonja, Otto, Elisabeth, Karl, Luise, Martha, Klara, Ottilie, Andreas, Adolf, Amalie, Anton, Scholastika, Karl, Josef, Maria, Rosina, Rudi, Maria, Siegfried, Luana.

LIEDER UND MUSIK AUS GHETTOS UND KONZENTRATIONSLAGERN

Die jiddischen Lieder der Veranstaltung entstanden in den engen Ghettos der kleineren osteuropäischen Städte. Liebe, Trauer, Glück, Schmerz, Not und Angst sind Themen dieser Lieder, die nur selten über die Mauern der Ghettos hinaus bekannt geworden sind. Zu den Liedern über die Pogrome gehört „S' brennt, Brüder s' brennt!“, das beim Untergang des Krakauer Ghettos gesungen wurde.

Die Sinti- und Roma-Musik wurde von inhaftierten Sinti-Musikern in den Konzentrationslagern für ihre Mithäftlinge gespielt. In der Hoffnungslosigkeit des Lagerlebens entstanden Augenblicke von Wärme und Vertrautheit. Die Wurzeln der Klänge und Weisen entstammen der traditionellen ungarischen Roma-Musik, die im 19. Jahrhundert zahlreiche Komponisten prägte.



Eindringlich: Inna Ponomarenko, Sopran, sang „Lieder aus dem Ghetto“, begleitet von Kirill Krotov am Klavier



Bewegend:
Die Sinti- und Roma-
Musik, die Benjamin,
Sascha und Wedeli
Köhler spielten.



„From Jewish Life“
– die Komposition
von Ernest Bloch
interpretierten Asia
Suhanov, Violoncello,
und Kirill Krotov,
Klavier

AUSSTELLUNG IM LANDTAG RHEINLAND-PFALZ „WIR HATTEN NOCH GAR NICHT ANGEFANGEN ZU LEBEN“

Die Ausstellung informierte über die bis heute weithin „vergessenen“ Jugendkonzentrationslager im westdeutschen Moringen und ostdeutschen Uckermark. Aus politischen, religiösen, rassischen und sozialen Gründen wurden Mädchen in Uckermark und Jungen in Moringen als so genannte „Gemeinschaftsfremde“ inhaftiert. Wer aktiven Widerstand leistete, aber auch wer lieber flotten Swing als Marschmusik hörte, wer homosexuell war oder als „unerziehbar“ galt, musste mit Lagerhaft rechnen. Die Jugendlichen wurden aus ihren Lebenszusammenhängen gerissen und dem SS-Terror, Zwangsarbeit und Quälereien ausgesetzt.

Auf 33 Tafeln wurde das Erleben und Leiden der Mädchen und Jungen durch Fotos, Dokumente und Texte nachgezeichnet. Die Ausstellung zeigte auch, was nach 1945 mit den überlebenden Opfern und Tätern geschah.



Ausstellungseröffnung mit Landtagsvizepräsident Peter Schuler (links)

GRUSSWORT ZUR ERÖFFNUNG DER AUSSTELLUNG „WIR HATTEN NOCH GAR NICHT ANGEFANGEN ZU LEBEN“

LANDTAGSVIZEPRÄSIDENT PETER SCHULER

Sehr verehrte Damen und Herren,
55 Jahre ist es nun her, dass der Zweite Weltkrieg und die NS-Diktatur ein Ende fand. 55 Jahre, fast ein Menschenleben lang, hatten wir Gelegenheit, ein demokratisches Staatswesen in Freiheit aufzubauen und zu entwickeln. Mehrere Generationen sind inzwischen aufgewachsen und es gibt leider Stimmen, die die nationalsozialistische Diktatur und ihre Auswirkungen als ein Stück überwundene Geschichte, als eine historische Episode sozusagen abtun und vergessen möchten.

Es stimmt mich schon sehr nachdenklich, wenn ich manchmal Aussagen höre wie: „Was geht uns das heute noch an?“ – oder – „Wir sind doch gar nicht dabei gewesen.“ Die innere Logik dieses banalen Gedankengangs wirkt zunächst verblüffend und ist kaum zu erschüttern.

Doch ich habe auch immer wieder die Erfahrung gemacht, dass diejenigen, für die das Grauen der Vernichtung Geschichte ist, zutiefst betroffen sind, wenn sie mit dem Unfassbaren der NS-Zeit konfrontiert werden und sie von den Scheußlichkeiten – vielleicht von den Überlebenden – erfahren.

Natürlich – wer vor 55 Jahren noch nicht gelebt hat oder noch zu jung war, kann nur schwer seine kollektive Verantwortung akzeptieren. Doch darum kann und soll es nicht gehen. Wichtig ist, die menschenverachtenden Auswirkungen des Nationalsozialismus nicht aus den Augen zu verlieren und stets im Gedächtnis zu behalten, wie zerbrechlich ein auf Freiheit und Pluralismus aufgebautes Staatswesen wie das Unsere in Wirklichkeit ist, wenn die bürgerlichen Grundfreiheiten, die wir alle heute als selbstverständlich ansehen, Stück für Stück ausgehöhlt werden.

Der Landtag Rheinland-Pfalz gedenkt daher seit 1997, vom damaligen Bundespräsidenten Roman Herzog initiiert, der Opfer des Nationalsozialismus. Morgen, am 27. Januar, sind genau 55

Jahre vergangen, seit das Konzentrationslager Auschwitz befreit wurde. Auschwitz, ein Name, der als Symbol für unermessliches Leid, Völkermord und die schrecklichsten Folgen des nationalsozialistischen Terrors steht.

Im Namen von Auschwitz vorbeugen wir uns in tiefer Betroffenheit vor allen Opfern des Nationalsozialismus, vor dem jüdischen Volk und im Bewusstsein der aus der Geschichte unseres Landes folgenden historischen Verantwortung.

Die Bedrohung von Freiheit und Demokratie zeigt sich nicht nur in den Verbrechen von Auschwitz, die alle menschlichen und moralischen Maßstäbe brechen. Sie wird auch deutlich in anderen Dimensionen des Unrechts der nationalsozialistischen Zeit.

Heute eröffnen wir eine Ausstellung über zwei weithin unbekannte Jugendkonzentrationslager im westdeutschen Moringen und der ostdeutschen Uckermark. Ihr Titel „Wir hatten noch gar nicht angefangen zu leben“ deutet das Leid der nahezu 3000 Kinder und Jugendlichen im Alter von 10 bis 25 Jahren an, die dort seit August 1940 interniert waren. Geringste Auffälligkeiten wurden als Anzeichen für „asoziales“ oder „kriminelles“ Verhalten gewertet, jugendliche Auflehnung gegen militärischen Drill oder Uniformismus erhielt den Stempel des „gemeinschaftsfremden Verhaltens“ und führte zur Einweisung in die Jugendkonzentrationslager.

Eine gerichtliche Entscheidung war dabei nicht notwendig. Formal genühten einfache Verwaltungsanweisungen des Reichskriminalpolizeiamtes, der Hitler-Jugend oder der Gestapo. Damit waren in den Augen der Nazis missliebige Kinder und Jugendliche der Willkür von Polizei und SS schrankenlos ausgesetzt.

Nicht nur aktiver Widerstand gegen das Unrechtsregime führte zur Lagerhaft, es genügte schon, wenn ein Jugendlicher lieber Swing als Marschmusik hörte oder eine junge Frau freundschaftliche Kontakte zu Kriegsgefangenen oder ausländischen Zwangsarbeitern unterhielt. Swing und Jazzmusik galten im Jargon der NS-Behörden als „entartet“ und „undeutsch“, eine Liebesbeziehung zu einem Zwangsarbeiter als „sittliche und sexuelle Verwahr-

lösung“. Wer als „unerziehbar“ oder als „unverbesserlich und renitent“ abgestempelt wurde oder lediglich Jude, Sinti oder Roma war, musste mit der Einweisung in ein Jugend-KZ rechnen.

Als recht- und namenlose Objekte des SS-Terrors waren die Jugendlichen dort willkürlichen Strafen und Brutalitäten hilflos ausgeliefert. Ihre Arbeitskraft wurde bis zur vollständigen körperlichen Auszehrung ausgebeutet. Menschenverachtend waren auch die medizinischen und hygienischen Verhältnisse und die unzureichende Verpflegung.

Krankheit und Tod waren die Folge der ständigen Unterernährung und der fortgesetzten Zwangsarbeit. Manche der Jugendlichen entzogen sich dem Terror durch Selbstmord, andere wurden hingerichtet, ein weiterer Teil starb nach der Befreiung an den Folgen der Haft. Viele der Überlebenden hatten und haben ihr Leben lang mit schwersten körperlichen und seelischen Dauerschäden zu kämpfen.

Dies alles, meine Damen und Herren, ist hier im Foyer des Deutschhauses dokumentiert und nachgezeichnet. Das Leiden der Jugendlichen von Moringen und Uckermark verschlägt uns auch heute noch den Atem. Drastisch führt es uns vor Augen, was in unserem Land möglich gewesen ist.

Gleichzeitig führt es uns vor Augen, wie zerbrechlich die Grundwerte sind, auf denen unsere freiheitliche Gesellschaft heute aufbaut. Die Freiheit und Unverletzlichkeit der Person, die Unantastbarkeit der Würde des Menschen, der Anspruch auf rechtliches Gehör und der Vorbehalt der richterlichen Anordnung für die Zulässigkeit und Fortdauer einer Freiheitsentziehung sind unverzichtbare Bestandteile unserer demokratischen Kultur. Wir dürfen stolz sein darauf, müssen uns jedoch bewusst machen, wie schnell das Gleichgewicht der demokratischen Kräfte gestört werden kann. Die Ausschaltung des Parlaments, die Umgehung der Justiz als Kontrollinstanz und die Gleichschaltung der Behörden haben in der NS-Zeit einen Polizeistaat geformt, der das Schicksal der Jugendlichen von Moringen und Uckermark besiegelt hat.

Wenn wir uns heute daran erinnern, dann war ihr Leiden und ihr Tod vielleicht nicht ganz umsonst. Im Rückblick können wir die Methoden der Unterdrückung und des Terrors erkennen und dafür sorgen, dass sich Geschichte in dieser Form nicht wiederholen kann und darf.

Ich sage dies auch mit Blick auf Bosnien-Herzegowina und das Kosovo. Unterdrückung und Verfolgung, Terror und Völkermord sind dort noch in der unmittelbaren Vergangenheit im Namen der „ethnischen Säuberung“ geschehen. Eine Vokabel, die fatalerweise an die Nürnberger Rassengesetze des NS-Regimes und deren Folgen erinnert. Wenn wir als Zeitzeugen solche Entwicklungen im Europa unserer Tage erleben müssen, dann wissen wir, wie wichtig es ist, die Erinnerung an die schreckliche Vergangenheit unseres eigenen Landes wach zu halten und zu bewahren und daraus die Lehren für unser heutiges Handeln zu ziehen.

An dieser Stelle freue ich mich ganz besonders, heute hier Zeitzeugen begrüßen zu dürfen, die dieses dunkelste Kapitel unserer Geschichte am eigenen Leib erleben mussten. Es sind dies die Eheleute Helene und Jean Schmitt aus Esch sur Alzette, Herr Lucien Olinger aus Itzig und Herr Fernand Artois aus Echternach. Diese vier Zeitzeugen waren unter den insgesamt 241 Schülerinnen und Schülern, die Anfang September 1942 nach Adenau und auf die Burg Stahleck verschleppt wurden, weil sie an einem Schulstreik im Rahmen des luxemburgischen Generalstreiks gegen die Einführung der Zwangsrekrutierung zur deutschen Wehrmacht Ende April 1942 teilgenommen hatten.

Denjenigen, die zum Gelingen der Ausstellung beigetragen haben, möchte ich danken, besonders Martin Guse, dem Autor der Ausstellung. Ich bin davon überzeugt, sie wird auf alle Besucher die gleiche nachhaltige Wirkung ausüben wie auf mich selbst. Gleichzeitig möchte ich auch auf den hervorragenden Katalog zur Ausstellung hinweisen, den Sie, verehrte Gäste, an der Pforte des Landtags erhalten können. Bitte erzählen Sie ihren Freunden und Bekannten von der Ausstellung.

Ich heiße sie alle nochmals herzlich willkommen, eröffne die Ausstellung und wünsche ihr den vollen Erfolg, den sie auch verdient.

„DEPORTATIONEN VON LUXEMBURGER JUGENDLICHEN IN NS-LAGER 1942“

EINE VERANSTALTUNG MIT ZEITZEUGEN AUS DEM GROSßHERZOGTUM

Das von der Landeszentrale für politische Bildung veranstaltete Zeitzeugengespräch mit ehemaligen Luxemburger Deportierten und rheinland-pfälzischen Jugendlichen war auf so großes Interesse gestoßen, dass die Veranstaltung nicht in der Landeszentrale, sondern im Wappensaal des rheinland-pfälzischen Landtags durchgeführt wurde. Schulgruppen aus Nieder-Olm, Bitburg, Ludwigshafen, Hermeskeil und weiteren Orten trafen mit vier Zeitzeugen zusammen, die 1942 nach Bacharach und Adenau deportiert worden waren. Als Zeitzeugen waren Frau Hélène Schmitt, die als Gymnasiastin nach Adenau verschleppt worden war, und Jean Schmitt, Lucien Olinger und Fernand Artois, die als Schüler auf der Burg Stahleck interniert waren, zu der Diskussion gekommen.

Sie berichteten den über 130 anwesenden Jugendlichen aus Rheinland-Pfalz, wie sie sich 1942 als Schülerinnen und Schüler dem Luxemburger Generalstreik gegen die Zwangsrekrutierung von Luxemburgern zur deutschen Wehrmacht durch Boykottierung des Unterrichtes angeschlossen hatten. Sie erinnerten daran, dass einige der am Streik beteiligten Lehrer im SS-Sonderlager/KZ Hinzert erschossen worden waren. Für die Schülerinnen und Schüler, die sich am Streik beteiligt hatten, war hingegen eine „Umerziehung“ in besonderen Straflagern vorgesehen: Die Deportationen der Schülerinnen nach Adenau und der Schüler nach Bacharach auf die Burg Stahleck fanden Anfang September 1942 statt. Für alle Schüler und Schülerinnen galt eine Postsperrung. Die Eltern wurden von offizieller Seite zwar unterrichtet, dass ihr Kind in ein Jugenderziehungslager einge-



wiesen worden sei, Einzelheiten erfuhren sie aber nicht. Während die Jungen auf der Burg Stahleck durch militärischen Drill im Sinne der Nationalsozialisten „erzogen“ werden sollten, wurden die Mädchen u. a. zu Erntearbeiten gezwungen.

Im Dezember 1942 wurden die Schüler und Schülerinnen nach Hause entlassen. Manche von ihnen, so z. B. Hélène Schmitt, wurden danach nicht mehr für einen Schulbesuch zugelassen. Die so genannten „Erziehungsmaßnahmen“ hatten nicht den von den Nazis gewünschten Erfolg gebracht. Die jugendlichen Zuhörerinnen und Zuhörer waren beeindruckt, mit welcher Courage und Freiheitsliebe die Gäste als Jugendliche für ihre Heimat eingetreten waren.

Neben dem Zeitzeugengespräch stellte die Geschichts-AG des Gymnasiums Nieder-Olm eine Dokumentation für die Burg Stahleck und ihre besondere Funktion während der NS-Diktatur aus, die sie selbst erarbeitet hatte. Die Dokumentation wurde nach dem Gedenktag auch im NS-Dokumentationszentrum Rheinland-Pfalz, Gedenkstätte KZ Osthofen gezeigt.

DIE KINDEROPER „BRUNDIBAR“

UND DIE AUSSTELLUNGEN ZU DIESER KINDEROPER

Im Auftrag der Stadt Mainz führten Schülerinnen und Schüler des Gutenberg-Gymnasiums und des Gymnasiums Mainz-Gonsenheim am 27. Januar 2000 und 28. Januar 2000 die *Kinderoper „Brundibar“* von Hans Krása zum Andenken an die Kinder in Theresienstadt im Frankfurter Hof in Mainz im Auftrag der Stadt Mainz auf. Die Kinderoper wurde 1938 von Hans Krása komponiert und im Winter 1942/1943 unter regelrecht konspirativen Umständen, jedoch ohne den Komponisten in Prag, uraufgeführt. Zu diesem Zeitpunkt war Hans Krása bereits in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert worden. Dort führte er die Oper mit Kindern des Prager Waisenhauses bis zu seiner Deportation in das Vernichtungslager im Oktober 1944 mehr als 50 Mal auf. Krása wurde in Auschwitz ermordet.

Die Kinderoper thematisiert den Sieg der Geschwister Aninka und Pepicek über den Leierkastenmann Brundibar, der das Böse verkörpert. Dieser Sieg gelingt nur dadurch, dass sie sich mit einem Spatz, einer Katze, einem Hund und allen Kindern der Nachbarschaft gegen „Brundibar“ verbünden.

Begleitend zu den drei Aufführungen der Kinderoper *Brundibar* wurden vom 26. bis 30. Januar 2000 im Frankfurter Hof die beiden *Ausstellungen „Musik – das war Leben“* und *„Kinder im KZ–Theresienstadt“ (Bilder und Gedichte)* gezeigt. Die beiden Ausstellungen wurden von Oberstufenschülerinnen und -schülern der beiden Gymnasien auf- und abgebaut und von ihnen betreut. Bei der Ausstellungseröffnung, die sie auch musikalisch gestalteten, trugen die Schülerinnen und Schüler Gedichte und Texte von Kindern, die in Theresienstadt inhaftiert waren, vor.



Die Ausstellung „Musik – das war Leben“ beleuchtet die Bedingungen im KZ Theresienstadt. Sie geht dabei besonders auf die Rolle der Musik als gemeinschaftsbildende und lindernde Kraft ein und liefert gleichzeitig Informationen zu den damaligen Aufführungen der Kinderoper „Brundibar“ im KZ Theresienstadt. So zeigt eine Tafel beispielsweise das Plakat, mit dem die Aufführungen in Theresienstadt angekündigt wurden.

Die Ausstellung „Kinder im KZ Theresienstadt“ zeigt Bilder und Gedichte, die Kinder dort gemalt und geschrieben haben. Sie thematisieren Träume, Wünsche der Kinder sowie Leben und Tod im Konzentrationslager.

„Deportationszug“

*Pfiffe schrillten; Züge, Gleise; Schacherer mit Menschenware.
 Puffer aufeinander prallten. Wo der Weg, das Ziel, der Hafen
 Offiziere führen, Gleise, Für die Last, die sonderbare?
 Kinder, vielerlei Gestalten. Wird man einst die Mörder strafen?*

Dagmar Hilarová, 15 Jahre, KZ Theresienstadt, eine der wenigen Überlebenden. „Deportationszug“ ist eines der Gedichte, das in der Ausstellung zu lesen war.

WIE VOR 70 JAHREN?! - RECHTSEXTREMISTEN 1930 UND 2000

Am Abend des Gedenktages bot die Landeszentrale für politische Bildung gemeinsam mit Dr. Rainer Erb vom Zentrum für Antisemitismusforschung in Berlin eine Veranstaltung an, die aktuelle Aspekte von Fremdenfeindlichkeit und Rechtsextremismus zur Diskussion und in den Kontext der Erinnerungsarbeit stellte. In einem einführenden Vortrag erläuterte Dr. Rainer Erb, mit welchen Themen und Methoden die Rechtsextremisten die Weimarer Republik in ihrer Endphase bekämpften. Im Vergleich mit aktuellen Formen des Rechtsextremismus zeigte der Referent auf, dass auch heute Wachsamkeit geboten ist. An unterschiedlichen Erscheinungsformen rechtsextremistischer Entwicklungen machte er deutlich, dass schnelles, entschiedenes Handeln gegenüber Parteien und Aktivitäten erfolgen muss, die sich gegen Menschenrechte, Freiheit und Demokratie richten.



Schülerinnen und Schüler aus Bitburg und Mainz griffen die zur Diskussion gestellten Aspekte mit Engagement auf und wiesen auf verschiedene Probleme hin, die sie persönlich in ihrem Umfeld betreffen. Konkrete Beispiele aus eigenen Begegnungen mit Ausländerinnen und Ausländern wie auch mit Aussiedlerinnen und Aussiedlern, Probleme bei der Integration von Zuwanderern und subjektiv empfundene Ängste wurden seitens der Jugendlichen angesprochen. Die Diskussion machte am Ende deutlich, dass noch viele Schwierigkeiten im Zusammenleben der Menschen in der Demokratie zu meistern sind, dass Vorurteile und scheinbar einfache propagierte Lösungen von extremistischer Seite aber keinen Ausweg bieten können. Durch die Veranstaltung wurde vermittelt, dass Gedenkarbeit kein Selbstzweck sein darf, sondern immer auch zur Überprüfung der gegenwärtigen Situation führen sollte, um ähnliche Entwicklungen wie Anfang der 30er Jahre nicht wieder zuzulassen.

„ICH WERDE HILDEGARD GOLDSCHMIDT NIE
VERGESSEN“ –
„STOLPERSTEINE“ IN DER MAINZER CITY - EINE
UNGEWÖHNLICHE AKTION

Samstag, 29. Januar 2000. Hastende Passanten bleiben stehen, halten inne. Steine stehen ihnen im Weg, „Stolpersteine“, mit den Namen deportierter Kinder und Jugendlicher aus Mainz. Pia Straß, geb. am 27. 06. 1939 in Mainz. Letzter Wohnsitz: Margaretengasse 21. Deportation am 27. September 1942 nach Theresienstadt. Ein weißer Stein, eingehüllt in rostigen Stacheldraht, ein kleiner roter Teddy eingeklemmt in den Draht... Viele bleiben stehen, einige legen Blumen nieder, manche schimpfen: „Warum macht ihr das nicht für die deutschen Bombenopfer des Krieges...?“

Ein Hausverwalter spielt verrückt und beschimpft die Gruppen, die „ihre“ Steine bewachen. Die herbeigerufene Organisationsleitung und ein Fernsehteam des SWR lassen den so unflätig Schimpfenden in Sekundenschnelle kleinlaut werden: „Eine tolle Aktion, ich wünsche euch noch viel Glück...“

Sonntag, 30. Januar 2000, Augustinerkirche Mainz. Alle Steine sind im Altarraum der Kirche aufgebaut. Touristengruppen vergessen ihr eigentliches Interesse und verharren stumm. „Lasst die Steine doch als Denkmal zusammen stehen“ – diese Forderung kommt immer wieder. Der Abschlussgottesdienst um 18.00 Uhr steht ganz im Zeichen der Ermordeten. Trauer. Totenstille, als die Namen aller deportierten Kinder und Jugendlichen verlesen werden. Kerzen als Zeichen der Hoffnung werden entzündet. Nach dem Gottesdienst nehmen die meisten Guppen „ihre Kinder“ wieder mit, um sie im Kirchenraum oder Gemeindezentrum aufzustellen. Ein Stein zerbricht beim Abtransport – ein Symbol für das Schicksal des konkreten Kindes.





Über 40 Gruppen hatten sich der Aktion des Evangelischen Stadtjugendpfarramtes und der Katholischen Jugendzentrale angeschlossen. 51 „Namens-Steine“ prägten die City. Teilweise schon seit November 1999 hatten sich die Gruppen vor Ort mit „ihrem“ Kind oder Jugendlichen beschäftigt. Die „Stolpersteine“ wurden in Gottesdienste integriert, Gruppenstunden thematisch gestaltet. Fiktive Biographien, Briefe, Recherchen historischer Hintergründe usw. – die Beschäftigung mit einem konkreten Schicksal stimulierte zu vielfältigen Ideen. In der City stand eine Klagemauer, Vermisstenmeldungen wurden verteilt, viele Gespräche fanden statt. Passanten legten als Zeichen ihrer Anteilnahme kleine Steine auf die „Stolpersteine“ – eine jüdische Tradition, die meint: „Ich war hier an deinem Grab ...“ Die Steine selbst wurden bemalt, mit plastischen Gesichtern versehen, die Namen eingraviert...

„Wir hatten im Oktober 1999 damit gerechnet, dass vielleicht zehn Gruppen mitmachen“, so ein Mitglied des Leitungsteams. „Irgendetwas aber war von Beginn an anders als bei sonstigen Aktionen. Viele Gruppen haben uns von sich aus auf die Aktion angesprochen. Trotz des schlechten Wetters sind am Samstag alle Gruppen in der City gewesen und haben ihre Steine beschützt. Einzelne standen den ganzen Tag in der Kälte.“ „Ich werde Hildegard Goldschmidt nie vergessen...“, so eine junge Gruppenleiterin aus Ebersheim. „Ich habe mich mit meiner Gruppe noch nie so ernsthaft über ein Thema unterhalten“, meinte ein anderer Gruppenleiter aus Hechtsheim. Äußerungen die verdeutlichen, was ein verinnerlichtes Gedenken eigentlich bedeutet.

Dr. Stefan Heitzmann

ZUM GEDENKEN AN PATER AURELIUS ARKENAU O.P.

Zum Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus wurden von den Dominikanern und Gläubigen der Pfarrei St. Bonifaz Gottesdienste vorbereitet und gestaltet, die dem Gedenken an Pater Aurelius Arkenau O.P. gewidmet waren.

Pater Aurelius Arkenau O.P. wäre am 7. Januar 2000 hundert Jahre alt geworden. Die ganze Dauer der nationalsozialistischen Unrechtszeit fiel in sein dominikanisches Priesterleben.

Wie viele Deutsche setzte er anfangs große Hoffnungen in die nationalsozialistische Partei und ihren Führer. Aber deren konkrete Politik reizte ihn zum Zorn, ja sogar zum Hass auf sie. Den Ausschlag gab ein Erlebnis auf dem Magdeburger Hauptbahnhof. Er wurde Zeuge der brutalen Deportation jüdischer Familien nach Auschwitz. Mit Knüppeln und Hetzhunden ging die Nazi-Miliz auf Frauen, Kinder und alte Menschen los, so dass er revoltierte: „Ich wäre mit einem Stück Vieh nicht so grausam umgegangen, wie diese Kerle mit den Juden umgegangen sind.“

So begann sein „kleiner Widerstand“, wie er es nannte, dem mehr als 100 Menschen ihr Leben verdanken. Es kamen Kommunisten, Polen, Juden, Deserteure, ausländische Zwangsarbeiter in sein Pfarrhaus in Leipzig und fanden Hilfe. Sie alle mussten mit Lebensmittelkarten, gefälschten Personaldokumenten und sicheren Unterkünften versorgt werden.

Am schwierigsten gestaltete sich die Rettung von Menschen, die mit Kindern zu ihm kamen. Aber er zögerte nicht, so dass es heute noch Überlebende gibt, die er als Kinder vor dem Zugriff der Nazis gerettet hat. Neben jüdischen Kindern rettete er auch die Kinder französischer Zwangsarbeiterinnen, die vor ihrer Hinrichtung noch entbinden konnten. Als Gefängnisseelsorger im Frauengefängnis Leipzig schmuggelte er solche Säuglinge heraus und brachte sie bei deutschen Familien unter, von wo sie nach dem Krieg nach Frankreich gelangen konnten.

Pater Aurelius hat nie Aufhebens von seinem Widerstand gemacht. Er tat, was viele andere hätten tun können.

Mit den Gottesdiensten zum Gedenken an Pater Aurelius wollte die Gemeinde St. Bonifaz auch dazu ermutigen, aller Unmenschlichkeit, deren Zeuge wir heute sind, entgegenzutreten.

STADTRUNDGANG

„MAINZ IN DER ZEIT DES NATIONALSOZIALISMUS“

Zwölf Jahre NS-Herrschaft blieben auch für Mainz nicht ohne Folgen. Nach der „Machtergreifung“ begann 1933 auch hier sogleich die Gleichschaltung aller städtischen Behörden. Die jüdischen Mainzer wurden zunehmend ausgegrenzt und begannen abzuwandern. In der Reichspogromnacht 1938 wurden die Synagogen in Mainz in Brand gesetzt, geplündert und zerstört. Durch die Luftangriffe erlitt die Stadt schwerste Zerstörungen, ein letzter schwerer Angriff im Februar 1945 kostete 1200 Mainzer das Leben. Die Stadt war völlig zerstört, als amerikanische Truppen im März 1945 schließlich dem NS-Regime in Mainz ein Ende setzten.

Was hat die Umsetzung einer unmenschlichen Weltanschauung für die Menschen und vor allem für Kinder und Jugendliche bedeutet? Am Mainzer Beispiel lassen sich die unbegreiflichen Verbrechen des NS-Regimes, aber auch das Wegschauen und die stille Akzeptanz weiter Kreise der damaligen Bevölkerung deutlich machen. Dies zu versuchen, war das Ziel einer gemeinsamen Initiative verschiedener Institutionen anlässlich des Gedenktages am 27. Januar 2000.

An verschiedenen Stationen in der Stadt wurden Informationsstellen eingerichtet, wo sich Teilnehmer der Gedenkversammlung und interessierte Bürger über die Ereignisse informieren konnten. Die Stationen waren am 27. Januar von 14.00 bis 16.00 Uhr besetzt. Im Osteiner Hof am Schillerplatz befand sich die ehemalige NSDAP-Zentrale. Hier konnte man u. a. etwas über die allgemeinen Hintergründe der Zeit erfahren. Am Dom erhielten Interessierte nähere Informationen über die Zerstörung der Stadt. Im Jüngeren Dalberger Hof in der Klarastraße befand sich ein Polizeigefängnis, in welchem zahlreiche Häftlinge unter unmensch-



Beim Stadtrundgang: Station am Schillerplatz

lichen Bedingungen eingesperrt waren. Die Neue Synagoge in der Hindenburgstraße wurde 1938 zerstört. Sie ist Symbol für die Judenverfolgungen durch das NS-Regime. Das Wohnhaus Adam-Karrillon-Straße 13 fungierte damals als so genanntes „Judenhaus“. Diese Häuser wurden den Juden als Wohnungen zugewiesen, bevor sie in die Konzentrationslager deportiert wurden. Schließlich befand sich im heutigen Bürohaus Kaiserstraße 31 die ehemalige Außendienststelle der Geheimen Staatspolizei.

Der Zuspruch war an den einzelnen Stationen unterschiedlich, ist insgesamt aber positiv zu bewerten. Folgende Institutionen waren an der Aktion beteiligt:

Amnesty International, Evangelisches Stadtjugendpfarramt, Institut für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Mainz e. V., Katholische Jugendzentrale Mainz, LiteraturBüro Mainz, Stadtbibliothek Mainz, Stadtjugendring Mainz e. V., Verein für Sozialgeschichte Mainz e. V., Verein Gegen Vergessen Für Demokratie e. V.

In der Schriftenreihe des Landtags sind bisher erschienen:

Heft 1:

Sondersitzung des Landtags Rheinland-Pfalz zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus,
Mainz 1998

Heft 2:

Privatisierung und parlamentarische Rechte,
Mainz 1998

Heft 3:

„Eure Freiheit ist unsere Freiheit, und unsere Freiheit ist die Eure“
1848 – europäische Revolution?,
Mainz 1998

Heft 4:

Parlamentsreform
Bericht der Enquete-Kommission des Landtags Rheinland-Pfalz,
Mainz 1998

Heft 5:

Sozialpolitik auf dem Prüfstand
Vortrags- und Diskussionsveranstaltung aus Anlass
der Tage der Forschung 1998

Heft 6:

Zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus
Dokumentation der Veranstaltung des Landtags am
27. Januar 1999

Heft 7:

Kirche und Staat.
Partner am Wendepunkt?
Podiumsdiskussion im Landtag am
9. Juni 1999

Heft 8:

Gedenkveranstaltung zum 60. Jahrestag des Beginns des
Zweiten Weltkrieges
am 2. September 1999

Heft 9:

Verfassungsreform
Der Weg zur neuen Landesverfassung
vom 18. Mai 2000

LANDTAG
RHEINLAND-PFALZ

